

Zeitschriftenschan.

- Antisemitismus.** Betrachtungen eines Reichsdeutschen. Kyffhäuser. 10.
Bauern- und Arbeiterchauspiele. Von Hans Weber-Luffow. Internationale Literaturberichte 19.
Bayreuth. Ein Rückblick und eine Mahnung. Von Max Morold. Kyffhäuser. 11.
Beuzmann, Hans. Von Edgar Alfred Regener. Stimmen der Gegenwart. 9.
Bierbaum's Irngarten der Liebe. Von Hans Fr. Frey. Internationale Literaturberichte. 17.
Brief-Sammlungen, Neue. (Lichtenberg, Schiller und Humboldt, Friedr. Hebbel). Von Alb. Köster, Ludw. Geiger und Berthold Ritzmann. Litterar. Echo. 23.
Burgen, Deutsche und ihre Erhaltung. Von Herm. Siegf. Rehm. Deutsche Heimat. 51.
Dante — Uebersetzungen. Von Camillo B. Susán. Litterar. Echo. 24.
Donon, Eine Nacht auf dem. Von Fritz Lienhard. Deutsche Heimat. 50.
Escheberger Erinnerungen. Von Fritz von Bodensiedt. Hessenland. 17 und 18.
Fitzger, Arthur. Von Karl Bienenstein. Kyffhäuser. 10.
Gedichtbücher, Neue. Von Wilh. von Scholz. Litterar. Echo. 23.
Glockenkunde, Beiträge zur hessischen. Von C. K. Hessenland. 17.
Gorjki, Maxim. Von Eugen Kalkschmidt. Deutsche Heimat. 51.
Grimm, Ludwig. Beitrag zur hessischen Kunstgeschichte. Von Hans Altmüller. Hessenland. 18.
Großpläne, Neue internationale. Von Leopold Katscher. Internationale Literaturberichte. 17.
Heimat, Für und wider die. Von Eugen Kalkschmidt. Deutsche Heimat. 50.
Historische Litteratur. Von Hans F. Helmolt. Litterar. Echo. 24.
Judasdramen in der neueren deutschen Litteratur. Von August Wünsche. Internationale Literaturberichte. 17, 18, 19.
Das Kind in der Weltlitteratur. Von J. C. Porikth. Litterar. Echo. 24.
Kritische Spaziergänge. Von Gust. Ad. Erdmann. Internationale Literaturberichte. 18.
Kunst und Kunstpflege. Von Edgar Alfred Regener. Kyffhäuser. 11.
Kunstzeitschriften. Von Hans Benzmann. Kyffhäuser. 12.
Lesenunterricht, Ein halbes Stündchen. Von Gustav Kuhl. Nord und Süd. 294.
Märchen, Allerhand. Von Wilh. Holzamer. Litterar. Echo. 24.
Majuren, In. Von Fritz Skowronnek. Deutsche Heimat. 48.
Neutürkisches Schrifttum. Von Friedr. Schrader. Litterar. Echo. 24.
Niesen, Die Interjektion des. Von Philipp Lenz. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 3.
Norwegische Bücherwelt. Von Martha Sommer. Litterar. Echo. 23.
Raabe, Wilhelm. Von Adolf Bartels. Erwinia. 12.
Raabe, Wilhelm. Von Albert Warneke. Litterar. Echo. 23.
Raabe, Wilhelm, Zum 70. Geburtstage. Von Gustav Zieler. Deutsche Heimat. 49.
Raabe-Feier, Allerlei von der. Von Gustav Zieler. Deutsche Heimat. 51.
Rappenaauer Mundart. Von Othmar Weisinger. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 3.
Romandialog, Zur Technik des. Von Armin Brunner. Litterar. Echo. 24.
Sagen aus dem Oberrhein. Von Theobald Walter. Erwinia. 12.
Salus, Hugo. Von Karl Bienenstein. Nord und Süd. 294.
Schlesien, Litteraturbilder aus. Von Kurt Walter Goldschmidt. Litterar. Echo. 23, 24.
Stifter, Adalbert, Ein fachwissenschaftliches Urteil über. Von Camillo B. Susán. Kyffhäuser. 11.
Theateraufführungen, Bezahlte. Die Feder. 53.
Ueberbrett'l-Epidemie. Deutsche Heimat. 50.
Wiebig, Klara und die Heimatkunst. Von Adolf Bartels. Deutsche Heimat. 47.
Weltanschauungen. Von Ed. Berz. Litterar. Echo. 23.
Zimbrisches Hochzeitsgedicht. Von Ludwig Hertel. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 3.
Zöllner-Biographie, Die erste. Von Eduard Sokal. Nord und Süd. 294.
Zola und Gorjki. Von Marcel Arpad. Internationale Literaturberichte. 18. 19.

Ferner:
 Lyrische Blätter. Nr. 22—24.
 Der Scherer. Nr. 16: Die Fremden.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warneke, Braunschweig, Hasanenstraße 51 a.
 Verlag: Gose & Teylaff, Berlin W. 35. — Druck: Johannes Belling Buchdruckerei, Berlin W., Karlsbad 15.

Monatsblätter

für

deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

November 1901.

Heft 2.

Vision.

Tief, tief in eine laue Sommernacht,
 Wo Lindenschatten mir zu Füßen glitten,
 Zögernd und einsam bin ich einst geschritten, —
 Heiß war mein Herz, mein Auge war verwacht.

Und was dem müden Auge zog entgegen,
 Ob es ein Traum, erregt vom Lindenduft — ?
 Ich weiß nur,

— plötzlich zitterte die Luft
 Von eines Bacchuszuges Zymbelschlägen.

Sie tanzten mir vorbei, — es klang ihr Schritt,
 Das Mondlicht spielte um die weißen Glieder,
 Und Blitze sprühten durch die Augenlider,
 Und rote Lippen lockten:

Komm du mit!

Der Lindenduft die Schläfe mir unwehte,
 Mein Herz erbebte bei der Zymbel Schlag,
 — Doch über'm Herzen, das vor Sehnen brach,
 Schlossen sich meine Hände zum Gebete.

Da stand es weiß und leuchtend mir zur Seite
 Und faßte mich mit kühler Engelsband —
 Das Evoë in trunkner ferne schwand,
 Die Nacht war tief — einsam das stille Land —:
 O Herz, ein Engel bleibt dein Schutzgeleit!

Dresden.

Jeanne Bertha Semmig.

Dann!

Dort oben über jenen Wolkenzug,
 Der wie ein Hochgebirge ragt in's Blau,
 Wie eine Firnenwelt, nur näher, nah'
 Der ungeschauten schönen Ewigkeit,
 Geht oft mein Geist.

Im Spätherbst sonderlich,
 Wenn alle Farben blühen am Firmament,
 Wenn dort die Schönheit schimmert, die hier starb,
 Sucht meine Sehnsucht droben allen Trost
 Und baut sich goldne Tempel in das Licht —
 Und aus dem ruhigen, reifen Abendrot
 Hör' ich's wie Glockenton mich klar umwehn:
 Die Augen werden groß und sehn in's Gold
 Des betenden Abends.

Wenn der erste Stern
 Ersteht, dann thut sich auf des Tempels Thor,
 Dann fließt das Diesseits und das Jenseits mir
 In Eins, und meine Seele sieht — den Gott!

Oberflingen.

Karl Ernst Knodt.

Weithin segnet er das Land.

Abend will es wieder werden —
 Dämmerung webt ihre Schatten
 Um die Wohnungen der Menschen,
 Um die stillen, grünen Matten.

Noch ein letzter Strahl der Sonne
 Goldverklärend bricht hernieder —
 Und verstummt sind schon im Walde
 Holder Sänger frohe Lieder.

Andachtsvolle, tiefe Ruhe —
 Noch ein Hauch, dann heil'ges Schweigen,
 Nur auf Blumenwiesengrunde
 Führen Elfen ihren Reigen.

Gottes Auge blickt so milde,
 Tausende zu ihm gewandt
 Falten betend ihre Hände —
 Weithin segnet er das Land!

Esln.

f. Nottberg.

Tagebuchblätter.

Garben.

Um mich, soweit mein Auge reicht,
 Sich Garbe neben Garbe neigt.
 Hoch in den Lüften Lerchenschlag.
 Ich gehe träumend durch den Tag
 Und fühle, wie sich tief und still
 Auch in mir Alles klären will.

Ein Kinderlied.

Ein kleines Mädchen singt vor meiner Thür,
 Ihm möcht' ich lauschen für und für . . .
 Was ich in tiefen und bewegten Stunden,
 In allem Leben nicht gefunden,
 Hier läßt es innig mich gefunden.

Wilmsdorf.

Hans Benzmann.

Kinder im Staub.

Sommenglanz auf welkem Laub,
 Herbstgedämpfte Glut;
 Kinder spielen nackt im Staub —
 Ros'ge Sonnenbrut!

Streu'n sich lachend, erdenfroh,
 Staub in's goldne Haar;
 Bringen wohl der Sonne so
 Gruß und Opfer dar.

Von den Linden höre ich
 Rascheln dürres Laub;
 Doch die Kinder wälzen sich
 Jauchzend in dem Staub.

Spiel', du ahnungslose Schaar,
 Nur im Licht herum; —
 Glanz und Staub im Lockenhaar —
 Süßes Symbolum!

St. Oswald.

Maurice von Stern.

Abend im Hochland.

Sieh', wie über den weiten
Bergen die Sonne verlohnt —!
Die weißen Wolken gleiten
Durch's dunkle Abendrot

Und sinken leuchtend zusammen
In die verglimmende Pracht,
Und durch die sterbenden Flammen
Schreitet lächelnd die Nacht.

Genf. Martin Voelitz.

Sein Todestag.

Er steht so frisch vor mir in heit'rer Stunde
Und plaudert mir mit lächelnd frohem Munde
Von seinem „Todestag.“

„Er feire ihn in jedem neuen Jahre;“ —
Ich lausche staunend, was die wunderbare
Frohmar bedeuten mag.

Sie standen trauernd um sein Sterbebette
Und sagten: „Keine Macht mehr, die ihn rette!
Er stirbt noch jetzt.“

Vier Größen hatten ihre Kunst versonnen
Und doch das Leben nicht zurückgewonnen,
Das ausgesetzt.

Gott aber brauchte noch das junge Leben
Zu hohem Wirken, weih'vollem Streben,
Er nahm's noch nicht.

Nein, ließ es durch ein Wunder auferstehen
Und Viele segnen durch das Hoffnungswehen,
Das durch ihn spricht.

Er ist berufen, Vielen Heil zu bringen,
Und Gottes Gnade läßt es ihm gelingen,
Dem jungen Arzt.

Doch will sich lange ein Geschick nicht wenden,
Erzählt er wohl: Du siehst nun, welchen Händen
Vertraut Du wardst. —

Wie mancher, der sich, nach dem Leid genesen,
Das wie ein Wunder seinem Blick gewesen,
Des Lebens freuen mag!

Und statt die Stunde andachtsvoll zu feiern,
Vergißt er über trüben Nebelschleiern
Doch seinen „Todestag.“

Berlin. Elisabeth Kolbe.

Dein erster Brief.

Deinen ersten Brief in meinen Händen,
Tiefbeseigt bis in Seelentiefen,
Wirds mir morgenlich ums Herz, als schwänden
Irrer Träume, die im Schlaf mich riefen.
Maitagklar bis fern zum Horizont
Lacht das Land, von goldnem Licht besonnt,
Horch! und aller Kirchen Glocken läuten —
Ach, ein Glücklicher versteht zu deuten.

Bonn. f. K. Kretzmann.

Auf der Terrasse.

Die Nacht war mondhell. Die Narzissen blühten
Und dufteten. Ein ferner Vogel schrie.
Bisweilen aus dem tiefen Dorfe kamen
Verwehte Klänge einer Brautmusik.

Auf der Terrasse wollten wir uns treffen,
Wenn Alles schlief. Ich, einem Diebe gleich,
War über das goldspitzige Stacket
Aus Schmiedeeisen, das den Park umgab,
Hinweggesetzt. Kaum tausend Schritte noch
Durch Tarusgänge, und die Villa lag
Und die Terrasse mondbeschienen da.

Ich ging, ein ungeduldiger Romeo,
Den Kies vermeidend, auf dem Rasenteppich
Zwischen zwei Tulpenbeeten auf und nieder,
Die Schritte zählend bald und bald die Schläge
Des Herzens, das zum Springen heftig schlug.

Horch. Da. Die Glashür. Leise. Du ersienst.
Ich sprang die Stufen flüchtigen Tritts hinan
Und hatte Dich und hob Dich auf zu mir
Und hielt Dich fest, blauäugige Julia.
Ein Spitzentuch verhüllte Deine Schultern.
Das Haupt war frei und ließ das schwere Haar
In braunem Glanze schmucklos niederfließen.

Wir traten an die Brüstung der Terrasse
Und horchten in den Park, in dessen Tiefen
Ein stilles Raunen durch die Zweige ging.

Ich drehte schmeichelnd Strähnen Deines Haars
Mir um die Finger, preßte glühend sie
An Stirne, Wang' und Mund. Du lächeltest
Und brachtest Deine Lippen an mein Ohr
Und sprachst im Flüsterton: „Ich hab' Dich lieb“.

Das war berauschend. Und ich drängte Dich
Mit Stammeln und mit schnellem Atemzug:
„Wie sehr, o sag', wie sehr hast Du mich lieb?“
Du aber wehrtest meinem Angestüm
Und sprachst noch einmal still und feierlich:
„Ich hab' Dich lieb.“ —

Die Nacht war mondhell. Die Narzissen blühten
Und dufteten. Ein ferner Vogel schrie.
Bisweilen aus dem tiefen Dorfe kamen
Verwehte Klänge einer Brautmusik.

Steglitg.

Hans Bethge.

Ein Besuch in Seseenheim.

Von Fedor von Köppen.

Es war im Herbst 1870. Wir lagen auf dem äußersten linken Flügel der in Frankreich eingerückten deutschen Armeen und umschlossen die Burg, die — um mit M. von Schenkendorf zu reden — „an den Straßen des falschen Frankreich liegt“. Furchtbar dröhnte der Geschützdonner rund um die Festung. Viele Häuser der Stadt standen in Flammen, das Feuer verbreitete sich mit wachsender Heftigkeit und ergriff ganze Stadtteile. Noch schauerlicher wurde das nächtliche Schauspiel. Immer größere Brände gingen in Straßburg auf und verbreiteten sich über die ganze Stadt, so daß das ehrwürdige Münster mit seinem hohen Turme wie ein mächtiger steinerner Schiffsmast über dem wogenden Feuermeere zu schwanken schien.

Aber auch freundliche Traumbilder stiegen vor uns auf und verwandelten die Landschaft, die wir als Fremde und Feinde betreten hatten, wieder in das, was sie gewesen war, — einen Teil unseres großen deutschen Vaterlandes, und verführten uns aus dem schreckensvollen Kampfe der Gegenwart in den heiteren Frieden, der vor hundert Jahren darüber lag.

Dort, nahe dem Rheinufer, blickte aus einer Thalwelle das friedliche Dörfchen Seseenheim; „hier das Dorf und der Kirchturm, hier Drusenheim und dahinter die waldigen Rheininseln, gegenüber die Vogesischen Gebirge und zuletzt das Straßburger Münster!“ Unter einer Brücke befindet sich an dem stärksten Baume ein kleines, längliches Brett mit der Inschrift: „Friederikens Ruhe“. Es ist das Lieblingsplätzchen, das Friederike Brion, die Tochter des Pfarrers von Seseenheim, sich für ihre Mußestunden erkoren hatte, und daneben das Wäldchen, wo der glücklichste aller Mäusenöhne, der junge Wolfgang Goethe einst eindrang, selbst nicht ahnend, daß er gekommen wäre, ihr Leben für kurze Zeit mit Wonne zu erfüllen, deren Entschwinden ihr unsagbaren Schmerz bereiten mußte.

Wolfgang Goethe weilte seit dem 2. April 1770 in den Mauern von Straßburg, um an der berühmten Hochschule daselbst die letzten Semester seiner Studienzeit zuzubringen. An der heiteren Tafelrunde (bei zwei alten Fräulein Lauth, Krämergasse Nr. 13.), wo der würdige Aktuaris Salzmann, jener liebenswürdige alte Junggeselle von „Sokratischer Weisheit“ und feinem Takte, zugleich der Mentor und väterliche Ratgeber unseres Dichters, den Vorsitz führte, fand Wolfgang seine ersten Straßburger Freunde. Hier sah er den frommen

Schwärmer Jung, genannt Stilling, dem er ein herzliches Wohlwollen zuwandte, hier den treuherzigen Franz Lersé, das Urbild des wackeren Burschen in seinem Götz, hier den unfteten, später so unglücklichen Stürmer und Dränger Reinhold Lenz, hier den trocknen Leopold Wagner, nach welchem er später den Famulus in seinem Faust nennt, hier auch seine Elssasser Studienfreunde, Engelbach und Weyland. Auch Herder gesellte sich mitunter als Gast zu den Tischgenossen und wies dem jungen Dichterfreunde die ewig frischen Quellen, welche der Dichtkunst im innersten Leben des Volkes fließen.

Oft stiegen die Freunde an schönen Sommerabenden auf die Plattform des Münsters hinauf, saßen dort stundenlang im lebhaften Gespräch, und wenn die Sonne hinter den Wasgaubergen unterging, riefen sie mit gefüllten Kömmergläsern ihr den Scheidegruß nach. Hier nannte Weyland seinem Freunde Goethe vielleicht zum erstenmale die Stätte, wo dieser bald das reinste Glück genießen sollte — Sesenheim.

Weyland kannte bereits das gastliche Pfarrhaus in Sesenheim; er redete öfters zu Goethe von dem trefflichen Landgeistlichen, der verständigen Hausfrau und den beiden anmutigen Töchtern, so daß Goethe sich lebhaft angeregt fühlte, ihn zu begleiten. So sehen wir denn eines schönen Sommertages die beiden Freunde in heiterster Stimmung auf der Landstraße am Rheinufer in der Richtung auf Sesenheim dahintraben.

Goethe war mit Weyland übereingekommen, daß dieser ihn als einen armen Kandidaten der Theologie in der Pfarrfamilie zu Sesenheim einführen solle, und hatte sich demgemäß durch seine Haarfrisur und geborgte Kleider so wunderbar zugestutzt, daß Weyland sich des Lachens nicht erwehren konnte. In Sesenheim hieß sie der freundliche Pfarrer und bald darauf auch seine vom Felde heimkehrende Gattin herzlich willkommen. Als dann auch die zweite Tochter, die junge Friederike, eintrat in dem kurzen, weißen, runden Röckchen mit einer Falbel, dem knappen, weißen Mieder und einer schwarzen Taffetschürze, den Strohhut am Arme hängend, als sie aus den heiteren, blauen Augen so klar umherblickte, und als Goethe sie schon bei ihrem ersten Blick in ihrer ganzen Anmut, „in all ihrer Munterkeit“, vor sich sah, da schämte er sich seiner Verkleidung und des Betruges, dessen er sich mit derselben schuldig gemacht, und hatte Mühe, im Gespräche nicht aus der Rolle zu fallen.

Seiter verging der erste Tag. Als aber Goethe am andern Morgen sich im Spiegel sah, erschrak er selbst über seinen Anzug und entschloß sich kurz, nach Straßburg zu reiten, dort die Kleider zu wechseln und schnell wieder nach Sesenheim zurückzukehren. Aber schon auf der Hälfte Weges, in Drusenheim, kam er auf andere Gedanken. Er ließ sich von einem dortigen Wirtsohn, der seine Gestalt und Größe hatte, dessen saubere Sonntagskleider und erschien als schmucker Elssasser Bauer wieder im Pfarrhaus zu Sesenheim, um einen dort abzugehenden Kindtaufstuchen zu überbringen.

Die Frau Pastorin, die er allein im Hause antraf, ging lachend auf den Scherz ein und bedeutete ihm, daß er sich im Garten verborgen halten möchte, bis die Töchter von ihrem Spaziergange zurückkehren würden. Goethe folgte dem

Rate, lenkte aber von dem Saume des Gartens nach dem Wäldchen, wo „Friederikens Ruhe“ lag, und überließ sich hier einstweilen süßen Träumereien. Da weckte ihn eine fröhliche Mädchenstimme. „Georg, was machst Du hier?“ rief Friederike Brion dem vermeintlichen Wirtsohn aus Drusenheim zu. Und der Jüngling stand beschämt vor dem lieblichen Mädchen. „Nicht Georg“, rief er, „aber einer, der tausendmal um Verzeihung bittet; die erste Maske hat mich in die zweite getrieben“. — Der Scherz ward unter herzlichem Lachen vergeben.

Und nun sehen wir am Nachmittage fröhliche Menschen dort im Schatten der duftigen Fliederlaube. Dort sitzt das liebliche Schwesternpaar, die Töchter des Pfarrers, zwischen beiden der schöne Dichterjüngling mit der leuchtenden Stirn, den kühnen, freien Zügen, noch in den Elssasser Bauernkleidern, und erzählt mit der ihm eigenen Gabe der Erfindung und schnellen Gestaltung sein „Märchen von der schönen Melusine“.

Die Tage von Sesenheim wirkten eine merkwürdige Wandlung in Goethe. Straßburg war ihm nie so leer, die Juristerei und Medizin nie so trocken vorgekommen, als jetzt nach seiner Rückkehr von Sesenheim. Zu jener Zeit sprossen alle jene duftigen Liebeslieder, die er wie „kleine Blumen, kleine Blätter“, selber gleich einem der „guten, jungen Frühlingsgötter“, tändelnd auf ihren Pfad streute.

Als wieder einige Ferientage gekommen waren, da bedurfte es für ihn kaum der Mahnung, mit welcher der würdige Professor der Medizin Dr. Lobstein seine Vorlesungen schloß: „Meine Herren, benutzen Sie diese Zeit, sich aufzumuntern! Geben Sie Ihrem Körper Bewegung, durchwandern Sie zu Fuß und zu Pferde das schöne Land; der Einheimische wird sich an dem Gewohnten erfreuen, und dem Fremden wird es neue Eindrücke geben und eine angenehme Erinnerung zurücklassen!“ — Goethes Entschluß war bereits gefaßt, sein Pferd gesattelt; Freund Weyland war nicht sogleich zu finden, aber die Reise duldete keinen Aufschub:

„Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war gethan, fast eh' gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese, da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit tausend schwarzen Augen sah,

— — — — —
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Mut.
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Blut!“

Die Studienzeit ging unterdessen für Goethe zu Ende, Goethe legte sein Examen als Doktor der Rechte ab; es kam die Zeit, daß er sich von dem Straßburger Kreise trennen mußte. Noch einmal nach Sesenheim — um Lebewohl zu sagen: ein schmerzlicher Abschied!

„Ich ging, du stand'st und sah'st zur Erden
Und sah'st mir nach mit nassem Blick“. — —

Auch wir erwachen von unserem Traume, der uns in das Sesenheim vor hundert Jahren geführt hatte, und sehen wieder die Häuser der nordwestlichen Vorstadt von Straßburg mit den Bastionen 11 und 12 vor uns liegen; aber, was bedeutet dies? — Der Kanonendonner, diese ewige, nervenabspannende Musik, an die sich das Ohr im Laufe von sechs Wochen gewöhnt hat, ist plötzlich verstummt; vieltausendstimmiger Hurraruf erfüllt die Lüfte, so jauchzend, so freudig, wie er wohl selten gehört worden, die Regimentsmusikern spielen, und die Klänge alter, deutscher Volksweisen ziehen um das alte Münster: von dem Münsterturme weht die weiße Fahne.

Am 30. September, gerade 189 Jahre nach jenem Tage, an dem die Franzosen mit Gewalt und List die deutsche Reichsstadt überrumpelten, erfolgte der Einzug der deutschen Truppen in Straßburg. In strenger Ordnung, mit festem Tritt marschierten hier von der Westseite die preussische Garde-Landwehr, von der Rheinseite die badischen Truppen in die Stadt ein. Ihr erster Blick fiel auf Trümmer und Asche. Noch wehte ihnen jener häßliche Geruch entgegen, welcher den Brandstätten eigentümlich ist. Die Häuser zeigten die Spuren der Beschädigung, hier eine fortgerissene Ecke, einen geborstenen Pfeiler, ein zertrümmertes Fensterkreuz, wo die Granate ihren verheerenden Gang in das Innere der Wohnstätte genommen hatte, dort noch die stehengebliebenen Mauern mit kahlen Giebeln und öden Fensterhöhlen. Wohl lockten die preussischen Trommeln hie und da die Einwohner an die Thüren, und die geschlossenen Fensterläden öffneten sich wieder, aber kein deutsches Willkommen begrüßte die deutschen Krieger: — Straßburg war in zwei Jahrhunderten der französischen Herrschaft dem Deutschtum fremd geworden. Unverändert und beinahe auch unbeschädigt über die Verheerung und Verwüstung ringsum ragte nur das mächtige Münster zum Himmel empor, ein Wahrzeichen deutscher Kraft, Gottesfurcht und Treue, welche den Wandel der Zeiten überdauert, und nicht weit von dem altherwürdigen Münster erinnert das friedliche Kirchlein zu Sesenheim den deutschen Gast an den Besuch des größten deutschen Dichters und an seine Liebe zu einer reinen und edlen deutschen Jungfrau — des Pfarrers Tochter zu Sesenheim.

Philipp Moritz,
der Freund Goethes und Mentor Jean Pauls.

Von **Wilhelm Girshner.**

In ganz Hameln war kein Knabe von solchen günstigen Fähigkeiten und Anlagen als Philipp, der Sohn des armen Musikus Moritz. Kränklich und ohne Sinn für Reinlichkeit und Ordnung, überhaupt dem praktischen Leben wenig zugewandt, war er zur Erlernung eines Handwerks oder einer anderen praktischen Berufsart, wie dies bei solchen Knaben gewöhnlich der Fall ist, ganz und gar nicht geeignet. Der Vater, ein Herrnhuter und religiöser Schwärmer, führte den Knaben oft in die Kirche, wo diesen die Predigten so rührten und entzückten, daß es sein erster und höchster Wunsch wurde, ein Kanzelredner zu werden, und als er auf die lateinische Schule zu Hannover kam, hatte er sich fest in den Kopf gesetzt, daß er Theologie studieren müsse. Allein, wo sollte der gänzlich mittellose Vater das Geld dazu hernehmen? So gern er gesehen hätte, daß sein Söhnchen ein gelehrter und angesehener Mann geworden wäre, so zwangen ihn doch seine Verhältnisse, daselbe nach einigen Jahren von der Gelehrtenschule wegzunehmen und zu einem ihm befreundeten Hutmacher in Braunschweig in die Lehre zu geben. Welch' eine Erniedrigung für den eiteln und eigensinnigen Knaben, als ihn sein Prinzipal wie einen Dienstboten betrachtete und ihn zu den niedrigsten Diensten in und außer dem Hause zwang. So mußte er z. B. fast täglich einen mit Hüten bepacten Tragkorb auf dem Rücken über die Straße tragen. Er glaubte diese Schmach nicht überleben zu dürfen und hatte öfters starke Anfälle von Lebensüberdruß. In einem solchen stürzte er sich eines Tages in die Dfer, welche dicht hinter dem Hause des Hutmachers vorbeifloß. Glücklicherweise bemerkte man es noch zur rechten Zeit, das ganze Haus eilte herzu, und da der Fluß an dieser Stelle gerade nicht sehr tief war, ward er glücklich noch aus dem Wasser gerettet. Der Hutmacher, gleichfalls ein frommer Herrnhuter wollte den gefährlichen Knaben nicht länger in seinem Hause dulden, schrieb dies seinem Vater unter Meldung des Vorfalles, und dieser kam nun selbst, seinen mißratenen Sohn abzuholen. Der Knabe hatte auf der lateinischen Schule in Hannover durch sein Talent, die gehörten Predigten nach der Kirche aufzuschreiben und sie mit seinen eigenen Zuthaten auszusmücken, Teilnahme erweckt, namentlich hatte der Konsistorialrat, welcher der Schule vorstand, dieserhalb ein lebhaftes Interesse

an ihm gewonnen. Dieser bestimmte jetzt den Musikus Moritz, seinen Philipp wieder auf die lateinische Schule zu schicken und ihn Theologie studieren zu lassen, da der talentvolle Knabe eine gute Stimme und Anlage zur Beredsamkeit habe; auch versprach er, für freien Unterricht und freie Bücher zu sorgen. „Meinetwegen“; äußerte Moritz; „wenn er sich auch Brot und Kleider zu verschaffen imstande ist, so mag er zu studieren anfangen; wo nicht, so hat er von mir auf keinen Pfennig zu rechnen“. So kehrte Philipp wieder auf die Schule zurück und wurde bei dem seinem Vater befreundeten Hoboisten Jeremias Blattfeld untergebracht.

Freilich lebte der Jüngling auch jetzt wieder in armseligen, erniedrigenden Verhältnissen. Mittags und Abends mußte er Freitische suchen und seinem Wirt für freie Wohnung allerlei niedrige Dienste verrichten, unter anderem in der Dämmerung unter dem Arm das Kommißbrot, das dieser empfing, durch die Stadt tragen. Ein alter, grober Soldatenmantel war für ihn gekauft und zurecht gemacht worden; in diesem mußte er die Schule besuchen. Hier hatte er unsäglich unter dem Spott zu leiden, mit dem die Jugend einen Genossen in seinen Verhältnissen zu verfolgen pflegt, zumal Philipp von Natur ein linkisches Benehmen und blödes Aussehen hatte. Ein tiefes Gefühl seines Unwertes begann sich seiner verzweiflungsvoll zu bemächtigen. Er gab sich selbst in Rücksicht auf die menschliche Gesellschaft auf, kümmerte sich um seine anderen Verhältnisse nicht mehr und suchte für die wirkliche Welt, wo er sich verloren glaubte, Ersatz in einer Welt der Phantasie- und Traumbilder, wo er seinen natürlichen Empfindungen für alles Schöne, Große und Edle nachhängen konnte, wo er gleichsam sich selbst wiederfand. Diese, sozusagen, idealische Welt fand er in Romanen und Komödien, die er für alles Geld, das er nur aufstreiben konnte, selbst für seine Schulbücher, die für ein Spottgeld angenommen wurden, vom Antiquar kaufte. Vergessend die Welt, die Verachtung, die ihn drückte, und seine ärmliche Lage, verschlang er diese Bücher mit einem wahren Heißhunger, und er saß bei ihnen oft, in eine wollene Decke gehüllt, ganze Nächte in seiner kalten, einsamen Stube. Nicht selten eilte er auch in die mondhelle Nacht hinaus, sein dünnes Röckchen bis zum Halse zugeknöpft, und setzte sich in einem Gehölze vor der Stadt auf eine Rasenbank, wo er in dem mitgebrachten Buche las, bis ihn die empfindliche Kälte des heranahenden Morgens in seine Wohnung zurückscheuchte. Die Romane und Komödien machten den tiefsten Eindruck auf den Jüngling; er fühlte sich wechselweise bald in die heftig tobende Leidenschaft des Zorns, der Wut, der Rache, bald wieder in die sanften Empfindungen des großmütigen Verzeihens, des Wohlwollens und überströmenden Mitleids versetzt. Häufig vergoß er Thränen bei seiner Lektüre, ebensowohl über sein eigenes Schicksal wie das der Personen, an denen er teilnahm. Hätte er alle diese Eindrücke nur selbständig in sich verarbeitet; allein, sie dienten nur dazu, seiner krankhaften Richtung, in seiner von der wirklichen Welt abweichenden Phantasiewelt Leben und Genüge zu finden, — eine Richtung, die seinem ganzen Zeitakter angehörte (es war im Anfange der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts), über dessen ganze Bildung die ästhetische Empfindsamkeit wie eine Seuche hereingebrochen war, — immer nur neue Nahrung zu geben.

Welchen Eindruck mußte auf eine solche Natur der damals viel gelesene „Werther“ von Goethe machen, für welchen Roman alle Welt schwärmte! Alle die gewaltigen Vorzüge des genialen Werkes, — die reizende Darstellung, die Kraft und Tiefe der Empfindung, die Betrachtungen über Natur, Welt, Schicksal und Bestimmung, die ganz Philipps persönlichen Anschauungen und Erlebnissen entsprachen — sowie das geheimnisvolle, verlockende Gift, der schwärmerische, reizbare, in Lebensüberdruß versunkene Werther mußten den Jüngling in seinem tiefsten Innern erschüttern und hinreißen. Welche Ehrfurcht empfand er vor dem gewaltigen Genie des Dichters! Ein freundliches Wort von ihm würde ihn zum Glücklichsten aller Sterblichen gemacht haben; ihm nahe zu sein, war das höchste Ziel seiner Wünsche. Und wie träumte er sich in die Rolle des Werther hinein, wie wünschte er an seiner Stelle zu sein, ja welche Sehnsucht empfand er, die damals beliebte Werthertracht — einen blauen Frack mit blanken Knöpfen, gelbe Lederhosen und Stulpenstiefel — zu tragen! Von Tage zu Tage wurde er mehr ein schwermutsvoller, selbsthassender, lebensüberdrüssiger Werther und verbrachte seine Zeit, wenn er nicht in Romanen und Komödien las, in dumpfem, melancholischem Hinbrüten.

Ein Ereignis sollte den Jüngling noch tiefer in sein Phantasieleben verwickeln, die ganze bildende Kraft seiner Seele dafür in Anspruch nehmen. Im Frühjahr 1773 kam die Ackermannsche Schauspieltruppe, damals die beste in ganz Deutschland, da sie die Zierden aller Bühnen in sich vereinigte, auch nach Hannover, um den Sommer über dort zu spielen. Das kunstliebende Publikum der Hauptstadt war von diesem Ereignis ganz entzückt, gerührt und in Beschlag genommen. Führt doch diese ausgezeichnete Truppe lauter klassische, damals gewaltig Epoche machende Stücke von Lessing und Shakespeare auf. Gewöhnlich waren schon mehrere Stunden vor Beginn der Vorstellung alle Plätze im Theater besetzt; bei der Aufführung des „König Lear“ kam sogar der Fall vor, daß sechzehn Personen bereits des Vormittags Besitz von einer Loge nahmen und sich dahin das Mittagessen bringen ließen.

Auch die jungen Leute in der Gelehrtenschule waren ganz in Aufregung geraten und hatten nichts als das Theater im Kopfe. Sie begleiteten die Vorstellungen, die sie fleißig besuchten, mit dem lautesten Beifall und warteten nach Beendigung derselben am Ausgange des Schauspielhauses, um die gefeierten Künstler noch bis zu ihrer Wohnung zu begleiten. Sie hielten Zusammenkünfte, deklamierten und veranstalteten theatrale Aufführungen. Einige, darunter der nachmals so berühmt gewordene Jffland, ließen sogar aus der Schule und ließen sich unter die Schauspieler aufnehmen.

Es läßt sich denken, daß Philipp unter allen seinen Schulgenossen der größte Theater-Enthusiast war. Sollte er doch die Welt seiner Phantasie nun gewissermaßen wirklich gemacht finden, alle die Stücke, bei denen er schon so manche Thräne geweint, und durch die er bis in das Innerste der Seele war erschüttert worden, auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, lebhaftig dargestellt sehen. „Emilia Galotti“ von Lessing kam zuerst zur Aufführung und übte eine zauberhafte Wirkung auf ihn. Wo mag das Schauspiel auch je wieder

so aufgeführt worden sein, da die berühmte Charlotte Ackermann selbst die Emilie und ihre nicht minder berühmte Schwester die Drina spielte! Fortan konnte Philipp keinen Abend, wo gespielt wurde, mehr aus dem Theater bleiben. Oft aß er den ganzen Tag nichts als Salz und Brot oder verkaufte die entbehrlichen Schulbücher, um nur Geld für's Theater zu erhalten. Der Gedanke, ein berühmter Geistlicher zu werden, war jetzt vollkommen von der Idee verdrängt, auf der Bühne zu glänzen, wo seine Phantasie einen weit größeren Spielraum, weit mehr wirkliches Leben und Interesse fand.

Hatte er aber einen genußreichen Abend im Theater verlebt, so riß ihn der andere Morgen sehr unsanft aus dem erträumten Himmel seiner Empfindungen. Da die Theatervorstellungen gewöhnlich ziemlich lange dauerten, so kam er auch erst spät in der Nacht nach Haus und mußte seine Hauswirte aus dem Schlafe pochen, damit sie ihm den Haus Schlüssel herunterwürfen. Auch den Tag über kam er selten nach Haus, machte einsame Spaziergänge oder trieb sich mit leichtsinnigen Genossen umher. Am liebsten verweilte er bei einem Better seiner Mutter, einem Perrückenmacher, der sich gleichfalls sehr für das Theater interessierte. Hier deklamierte er vor einem bewundernden Auditorium ergreifende Szenen aus beliebten Komödien. Weil er all sein Geld, statt auf Wäsche, Kleidung und Nahrung, nur auf Bücher und das Theater verwandte, so machte er Schulden, ging abgezehrt, schmutzig und zerrissen wie ein Bettler umher, so daß ihn jeder nur mit Unlust oder Mitleid betrachtete. Aus allen diesen Ursachen wurde er gewöhnlich des Morgens nach dem Aufstehen von den Musikus Blattfeld'schen Schelenten mit Vorwürfen, nicht selten mit Zornausbrüchen empfangen, namentlich von der scheltzüchtigen Hausfrau. Endlich bekamen sie es satt mit dem „Lauge-nichte“ und wiesen ihn aus dem Hause.

Der Rektor seiner Schule, bei dem er inzwischen Famulus geworden war, erbarmte sich seiner und nahm ihn zu sich, da er den sonderbaren jungen Menschen, in dessen Verwahrlosung noch der geniale Zug zu erkennen war, zu retten hoffte. Seine Besserung schien anfangs auch eine vollständige zu sein. Er unterwarf sich willig der pedantischen Strenge des Hausherrn, besuchte die Lehrstunden regelmäßig, studierte fleißig zu Hause und machte in kurzer Zeit die erstaunlichsten Fortschritte. Allein nach einigen Wochen begann er sein altes Treiben wieder; nichts wollte fruchten, wie oft ihm auch der Rektor ins Gewissen redete, er erwiderte stets, die Sorgen um die äußeren Dinge seien ihm zu kleinlich. So sah sich zuletzt auch der Rektor genötigt, ihm die Wohnung bei ihm und das alte Verhältnis zu kündigen.

Die schrecklichste Zeit in Philipps Leben begann. Von nun an war er sich ganz selbst überlassen. Zwar fühlte er sich einestheils wohl, weil er nun jeder Aufsicht enthoben war, andernteils jedoch dachte er mit Schrecken an seine Zukunft. Seine Mittel bestanden nur in der kleinen Summe, welche der Stadtkommandant von Hannover, Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, auf Verwendung des Rektors zu seinem Unterhalte ausgesetzt hatte, und welche nur für die notwendigsten Bedürfnisse ausreichte. Dazu hatten sich eine Menge Schulden angehäuft. Er mietete sich mit zwei Schulgenossen, ebenfalls armen Teufeln, bei einem Bürsten-

binder eine armselige Kammer. Die Drei waren vielleicht die ärmsten Menschen, die je zwischen vier Wänden eingeschlossen waren. Mit etwas Brot und gekochtem Wasser, welche sie sich angeblich für einen Hund erbeten hatten, fristeten sie ihr Leben. Wenn sie zusammen ausgingen, wies man wegen ihres elenden, zerlumpten Aussehens mit Fingern auf sie, sodaß sie durch enge, stille Gassen das Freie zu suchen pfl egten. Ganze Tage verbrachten sie im Bette, lasen Romane und Komödien oder machten Projekte zur Verbesserung ihrer Lage. Philipp, wenn er so viel Groschen zusammengebracht hatte, eilte in's Theater. Als die Truppe abgezogen war, lag er ganze Tage im Sonnenschein auf der Wiese an der Leine, wobei er nicht selten, Gedanken an Selbstmord in der Seele, am Ufer des Flusses stand und sich in die reißende Flut hinüberlehnte; indeß gewann die Lust zu Leben bald wieder die Oberhand, und mit Gewalt bog er den überhängenden Körper zurück.

Endlich faßte er den Plan, zu fliehen und auf's Theater zu gehen. Ein paar geliebene Thaler, ein reines Hemd, ein paar Strümpfe und wenige Bücher in der Tasche, in der Kleidung, die man ihm kurz vorher angeschafft hatte, als er bei der Geburtstagsfeier der Königin in der Schule eine Rede gehalten: im eleganten Überrock, Schnallenschuhen und seidenen Strümpfen, einen Galanteriedegen an der Seite, trat er über Hilbesheim zu Fuß die Reise nach Weimar an, um sich dort unter die Eckhoffsche Schauspielergesellschaft aufnehmen zu lassen. Das unstätte Leben, Komödien spielen, neue Menschen, unter denen er eine ganz andere Rolle zu spielen gedachte, — das alles umschwebte den selig dahinwandernden jungen Abenteurer wie ein wacher Traum. Er erbaute sich an der Vorstellung, nachdem er in Hannover bürgerlich gestorben, irgendwo mit Glanz als genialer Schauspieler wieder auferstehen zu können, und sah sich schon im Geiste vor den Lampen und das Publikum seine Rolle mit dem lautesten Beifall begleiten. Er lebte nur von Brot und Bier und schlief in den elendesten Dorf kneipen auf Streu. Unterwegs hörte er, daß die Eckhoffsche Gesellschaft nach Gotha abgereist sei, und beeilte sich, ihr dorthin zu folgen. Voll lachender Hoffnung langte er in Gotha an. Doch es war nur das Ende einer viel-jährigen Täuschung und der Anfang neuer Leiden und Lebenskämpfe.

Bald stand er vor dem berühmten Eckhof, der über sein Leben entscheiden sollte. Sein jugendlicher Enthusiasmus für die Schauspielkunst gefiel dem Greise, ebenso seine Gedichte, die er ihm sauber abgeschrieben überreichte. Was aber das Engagement betraf, so machte er ihm vorläufig noch keine Hoffnung, hielt ihn vielmehr von Tage zu Tage damit hin und ließ schließlich durch seinen Bibliothekarius Reichardt dem unglücklichen entlaufenen Gymnasiasten geradezu erklären, er dürfe auf kein Debut rechnen. Philipps Schauspielerberuf war eine Selbsttäuschung; ihn interessierte die Welt der Bühne nur, weil sie für ihn gleichsam die einzige Welt war, in der er noch eine Existenz hatte, aber keineswegs hatte er einen inneren Beruf dazu, auf derselben handelnd aufzutreten; es mangelte ihm das äußere Vorstellungstalent, er vermochte wohl Szenen in sich, aber nicht außer sich darzustellen. Eckhof, der ihn mehrfach erprobte, mochte dies wohl merken, auch mißfielen ihm seine körperliche Unbeholfenheit und sein sonderbares, störendes Mienenspiel.

Philipp hatte nach dem erwähnten Bescheide die einzige Hoffnung seines Lebens verloren und fühlte sich wieder unaussprechlich unglücklich und verlassen. In solcher Stimmung suchte er abends sein Bett, seine Sinne waren stumpf, er vermochte nicht zu denken, es war ihm, als ob er aus diesem Schlafe nicht wieder erwachen sollte, und er wäre es zufrieden gewesen. Am anderen Morgen beschloß er, noch einmal zu Eckhof zu gehen. Dieser, um sich vor seinem Ansuchen zu retten, redete ihm zu, in Eisenach, wo gegenwärtig die Bargantische Truppe spiele, ein Engagement zu suchen; der Weg dorthin sei ja von Gotha aus ein Spaziergang. Schnurstracks, so wie er war, nur fünf Dreier in der Tasche, bis zu welcher Summe seine Baarschaft bereits zusammengeschmolzen war, ging er nach Eisenach. Allein die Truppe hatte sich bereits von dort wieder entfernt. So labyrinthisch wie sein Schicksal wurden nun seine Wanderungen durch das schöne Thüringerland, sie aufzusuchen. Das offene Feld ist sein Aufenthalt, seine Nahrung manchen Tag nur die Wurzeln des Feldes. In der Art fahrender Schüler spricht er häufig die Gastfreundschaft der Leute an, verirrt sich auch nicht selten und wird als eine verdächtige Person angehalten.

Müde und ausgehungert langte er eines Abends vor den Thoren Erfurts an. Er begab sich in eine Handwerksherberge, ließ sich dort für die letzten neun Pfennige Bier geben, stützte die Hand auf den Kopf und saß in stummer Verzweiflung da. Ein schlichter Bürgermann, der ihm gegenüber saß und an seinen wohlgesetzten Reden wohl merkte, daß er kein Handwerksbursche sei, fragte ihn, ob er nicht ein fremder Student sei? Philipp, der seine Eitelkeit dadurch geschmeichelt fühlte, gab sich dem Manne, in dessen Mienen sich Teilnahme und Menschenfreundlichkeit aussprachen, zu erkennen. Der Fremde riet ihm darauf, sich an den Prorektor der Universität zu wenden, der ein äußerst menschenfreundlicher Mann sei und schon manchem mittellosen jungen Manne Unterstützung verschafft habe. Philipp, auf sein erprobtes einschmeichelndes Wesen gelehrten Leuten gegenüber vertrauend, nahm den Rat an, beschloß, sich wieder der Theologie zu widmen, und begab sich gleich am anderen Morgen zum Prorektor. Alles ging nach Wunsch. Der Prorektor, die bedeutenden Anlagen, das nicht gewöhnliche Wissen des jungen Mannes alsbald gewahrend, nahm ihn freundlich auf, verschaffte ihm freie Wohnung und Kost sowie den unentgeltlichen Besuch der Hochschule.

Philipp fühlte sich glücklich unter Professoren und Studenten und lag eifrig seinem Studium ob. In kurzer Zeit erwarb er sich einen Stamm unter seinen Studiengenossen, die ihn als Kenner und Richter in Sachen des Geschmacks betrachteten. Allein zu seinem Unglück kam wieder eine Schauspieltruppe nach Erfurt. Er ward leicht mit ihr bekannt, alle seine Vorsätze und Entschlüsse wurden wieder wankend; auf der Bühne zu glänzen, deren erste Zierde zu werden ihm nach seiner Meinung nicht fehlen konnte, war jetzt wieder sein einziger Wunsch. Der Schauspieldirektor war leicht überredet, ihn bei den Vorstellungen seiner Gesellschaft auftreten zu lassen, da er überlegte, daß das Auftreten des jungen Studenten die Neugier des Publikums reizen und ihm eine glänzende Einnahme verschaffen würde. Eines Tages nun war bei der Ankündigung des Trauerspiels „Azire“ von Frau Gottschedin der Studiosus Philipp Moritz als

Mitspielender auf dem Zettel genannt. Dies verursachte jedoch bei den Professoren und Studenten, welche durch das Auftreten eines Studenten als Schauspieler die Ehre der Universität verletzt sahen, einen gewaltigen Lärm. Schon sollte die Vorstellung beginnen, Philipp ging, in seine Rolle vertieft, hinter den Coulissen auf und ab. Das Ziel seines Lebens, das Publikum zu erschüttern, zu begeistern, hinzureißen, schien nun, nachdem er es lange so hartnäckig und doch vergebens verfolgt, endlich erreicht; — da erscheint ein Bote bei dem Direktor mit dem polizeilichen Verbote, das der Prorektor der Universität erwirkt hatte: daß der Student, dessen Name auf dem Zettel stände, keineswegs die Bühne betreten dürfe, widrigenfalls der Truppe die Concession, in Erfurt zu spielen, entzogen werden würde. Dies Verbot wirkte. Moritz trat nicht auf. Aber sein leidenschaftlicher Wille ward dadurch nicht zurückgehalten. Voll unterdrückter Wut, versiel er wieder vollständig in die alte Apathie und verbrachte ganze Tage dichtend und lesend auf seiner Stube. Nach einigen Monaten hatte die Truppe Erfurt verlassen und sich nach Leipzig begeben. Moritz hatte es nicht sobald erfahren, als er den Entschluß faßte, ihr dorthin zu folgen, und ihn ungeachtet aller Gegenstellungen seiner Freunde und Gönner auch ausführte. Als er in Leipzig ankam, hörte er jedoch, daß die Truppe sich in einer traurigen Verfassung befinde. Der würdige Direktor war mit dem Gelde und der Garderobe nach Leipzig vorangereist, hatte die Garderobe dort verkauft und sich mit dem Gelde aus dem Staube gemacht. Die verzweifelten Schauspieler erzählten Moritz, wie sie sich mühsam bis Leipzig durchgeschlagen, klagten und schimpften auf ihren Direktor durch einander. Ein paar Tage sah er ihr Treiben, ihre Vergangenheit und was sie nun einzeln vorhatten, mit an, dann aber machte er sich von ihnen los. Wie mit einem Zauberstrich war er von seiner wunderbaren Illusion geheilt. Das Schauspielerleben, welches ihm bisher als das Traumbild eines für ihn glücklichen Daseins vorgeschwebt, stand nun in seiner nackten Wirklichkeit vor seiner Seele. Mit richtigem Gefühl erkannte nun der geniale Abenteurer, daß für ihn auf der Bühne kein Heil zu suchen sei und er auf diesem Wege seinen Beruf verfehle, und er schwur sich, den Schauspielerberuf aufzugeben.

Diese so seltsam und wunderbar geformte Natur war weder zum Dichter (hierzu war er viel zu sehr Denker und Kritiker) noch zum Schauspieler geboren. Aber ein genialer Interpret der Dichter und Künstler, ein tüchtiger, tief in die menschliche Seele blickender und ihrer kundiger Schriftsteller sollte er werden. Doch ehe sich dieses Gefühl, die Einsicht, was er zu leisten vermöge, in ihm erhob, mußte er noch eine Zeit lang die Welt seiner Träume ruhelos weiter suchen, durch verschieden wechselnde Lagen des Lebens umhergeworfen, von Ort zu Ort, von Entschluß zu Entschluß getrieben werden.

Nachdem er auf der Universität Wittenberg wieder eine Zeit lang verschiedenen Studien obgelegen, erhielt er endlich durch Empfehlung und Verwendung einiger Gönner eine feste Stellung, die eines Gymnasiallehrers in Berlin. Hier hielt er auch mit großem Beifall öffentliche Vorlesungen über Litteratur und Kunst. Auch seinem alten Reisebrange konnte er jetzt Genüge thun und bereiste England und Deutschland, größtenteils zu Fuß.

Doch erst in Italien ging ihm das wahre Glück seines Lebens auf. Im Sommer 1786 konnte er seine glühende Sehnsucht befriedigen, dieses herrliche Land der Künste zu besuchen. In Rom wurde ihm das Glück, bei dem berühmten Landschaftsmaler Hackert den größten Genius seines Zeitalters zu sehen, den er von frühester Jugend bewundernd angestaunt und verehrt hatte — den gefeierten Goethe. Seinem Leben war die Erfüllung gekommen, die schönsten Träume längst verflössener Jahre wurden zur Wirklichkeit. Er schloß sich sogleich an Goethe an und begleitete ihn auf seinen Wanderungen durch die Umgegend und die Schätze Roms. Mit Entzücken und Bewunderung hing er an seinem Munde und machte sich seine Anschauungen zu eigen. Auch Goethe hatte an dem jungen Manne, dessen glückliche, richtige Art, die Sachen anzuschauen, ihm gefiel, viel Freude und bezeugte ihm eine reine Teilnahme. Nennt er ihn doch in der „Italienischen Reise“ einen reinen, vortrefflichen Mann. Als Moritz durch einen Sturz den Arm gebrochen hatte, nahm sich niemand seiner so herzlich thätig an wie Goethe.

Eine Abhandlung „Über die bildende Nachahmung des Schönen“, ein Werk „Über den Geist der römischen Altertümer“, die „Reise eines Deutschen in Italien“, ein „Mythologisches Wörterbuch“ sind Früchte von Moritz' italienischer Reise und seines Umganges mit Goethe in Italien. Vorher hatte er unter vielen kleinen, weniger bedeutenden Werken eine „Sprachlehre für Damen“, einen Roman, „Anton Reiser“, worin er uns die Bildungsgeschichte seines eigenen Charakters von Zug zu Zug hinterlassen hat, und ein „Magazin für Erfahrungsseelenkunde“ geschrieben — alles der edle Ertrag seines erfahrungsreichen, wechselvollen Lebens.

Goethes Vorliebe für seinen enthusiastischen Verehrer war auch entscheidend für dessen späteres Lebensschicksal. Bei Goethes Abreise von Rom hatte ihm Moritz versprechen müssen, ihn in Weimar zu besuchen. Er hielt sein Versprechen und traf im Winter 1788 auf 1789 kurz nach Goethe in der Musenstadt ein. Ganz ohne Geld und mit einem einzigen, abgetragenen Rocke kam er an. Goethe kleidete ihn jedoch ganz neu, ließ ihn bei sich logieren und führte ihn in die Weimarsche Gesellschaft ein. Auch dem Herzoge empfahl er den jungen talentvollen Mann auf das glänzendste; dieser nahm Übungen in der englischen Konversation bei ihm und belohnte ihn dafür fürstlich. Doch die schönste Belohnung seines Talentes war, daß ihn der Herzog, als er nach Berlin reiste, in seinem eigenen Wagen mitnahm und ihm dort die Stelle eines Professors der schönen Künste und Altertumskunde an der Akademie verschaffte.

Nachdem er alle Schicksale durchlaufen, welche die Welt nur bieten kann, hatte Moritz jetzt das Ziel seines sonderbaren Lebens, seiner sehnlichsten Wünsche erreicht; alle seine Jugendträume waren verwirklicht worden. Er ist ein hochgestellter, angesehenen Mann der Wissenschaft. Seine Zuhörer ehren und schätzen ihn wegen seines glänzenden, geistreichen Vortrags, seine Schriften werden gepriesen und verschaffen ihm einen weitverbreiteten Ruf. Der Professor, dem sein Amt wie seine Schriften ein reiches Einkommen verschafft hatten, machte, reich gekleidet, in einer glänzenden Equipage, seinen Bedienten stets bei sich, eines

Tages eine Reise nach Hameln und Hannover und suchte dort seine früheren Bekannten auf. Mit welcher Ehrfurcht und welchem Staunen begegneten diese dem ehemals so armen und verachteten Schüler! In Berlin hatte er sich ein Haus gekauft, welches er sich sehr behaglich einrichtete, und auf dessen Dach er sich ein Observatorium anbringen ließ.

In den Reihen der ersten Ästhetiker Deutschlands stehend, erlangte er viel Bedeutung und Einfluß. Von allen Seiten suchte man persönlich und schriftlich seine Bekanntschaft. Junge Schriftsteller aus allen Gegenden Deutschlands wendeten sich an ihn und baten um seine Gunst und Protektion.

Eines Tages waren auch eine beträchtliche Anzahl solcher Bittgesuche eingegangen. Der viel angegangene und viel beschäftigte Professor und königlich preussische Hofrat würdigte sie, wie gewöhnlich, kaum eines flüchtigen Blickes, las nur den Anfang und die Unterschrift und legte sie dann gleichgiltig bei Seite. Am andern Morgen, als er beim Frühstück saß, nahm er, um doch nicht unbeschäftigt zu sein, einen von den Briefen, den er als einen der letzten, die er geöffnet, gar nicht gelesen, wieder zur Hand. Die Unterschrift enthielt einen unbekanntes Namen, auf der Adresse stand verzeichnet, daß das beigegebene Paket ein Manuscript enthalte. Nachdem er einige Zeilen gelesen, begann sein in verdrießliche Falten gelegtes Gesicht sich wieder aufzuhellen, und je weiter er las, desto mehr fühlte er sich von dem Briefe angezogen. Der junge unbekanntes Schriftsteller schrieb, daß er sich ohne äußere Veranlassung, nur geleitet von dem Instinkte, wessen Herz von den bedeutendsten Männern in Deutschland am stärksten für sein Erzeugnis schlagen werde, an ihn gewendet habe. „Es ist mir süß“, hieß es weiter, „wenn ich weiß, ich schicke das Buch zu einem Herzen, das, seine Superiorität abgerechnet, dem ähnlich ist, unter welchem jenes getragen und genährt worden“. Sogleich ließ Moritz das Manuscript von der Post holen und konnte kaum die Zeit erwarten, bis es ankam. Als er es in Händen hatte, vertiefte er sich begierig in das Lesen desselben. Von Blatt zu Blatt steigerte sich sein Entzücken und seine Bewunderung. Er glaubte nicht anders, als einer unserer damals lebenden großen Dichter, Goethe, Herder oder Wieland, wollten ihn durch eine fremde Hand in Versuchung führen. So hatte ihn einst Goethe's „Werther“ ergriffen und erschüttert. Die edelsten und schönsten Empfindungen seiner Jugend wurden in seiner Brust neu erweckt und erfrischt; längst entschwundene Zeiten tauchten wieder auf, Schauer der Lust und Behmut bewegten sein Herz, und Thränen füllten seine Augen. „Das ist noch über Goethe, das ist etwas ganz Neues!“ rief er aus, als er das Werk zu Ende gelesen, und setzte sich sogleich hin, dem Verfasser brieflich zu melden, daß er ihm mit der nächsten Post ausführlicher schreiben werde, heute aber vorläufig aus der ganzen Fülle der Empfindung ihm sagen müsse, daß das, was er in dem Werke gelesen, ihn entzückt habe.

Diese herrliche Geisteserschöpfung mußte der Professor Moritz mit seiner Braut und seinen Freunden genießen. Erstere war die Tochter des Buchhändlers May in Berlin, ein geist- und gefühlvolles Mädchen. Ihr und einigen Freunden las der Geliebte an einem der folgenden Tage mit begeisterter und gerührter Stimme die schönsten Stellen aus dem Werke vor. Alle Zuhörer empfanden denselben

gewaltigen Eindruck, und der anwesende Vater der Braut erklärte sich sogleich bereit, dasselbe in Verlag zu nehmen, und versprach hundert Dukaten als Honorar. Moritz, der die Lage eines jungen Schriftstellers kannte, bestimmte ihn, dreißig Dukaten sogleich im voraus zu zahlen, was der Buchhändler Maß, nachdem der junge Schriftsteller sich genannt hatte, auch that.

Der junge Schriftsteller befand sich in der That in einer drückenden, sorgenvollen Lage und hatte nicht die geringste Aussicht auf Verbesserung derselben. Wie groß war daher seine Freude über die Anerkennung eines so hochgestellten und berühmten Kunstrichters wie Moritz, nicht minder über das ihm zugegangene Geld, das ihm und seiner betagten Mutter aus augenblicklicher Bedrängnis half und ihnen nach vielen Jahren voller Kummer und Elend bessere Zeiten versprach. Dieser junge Schriftsteller hieß Johann Paul Friedrich Richter und ist später unter dem Namen Jean Paul in der litterarischen Welt so bekannt und berühmt geworden. Jenes Werk, das er Moritz zusandte, und das erst seinen Ruf begründete, war der „Hesperus“, worin das Weichmütige, das Rührende und das Verweilen bei dem menschlichen Elende vorherrschend, besonders aber das weibliche Gemüt vortrefflich dargestellt ist.

Moritz hat den Ruhm, der Erste gewesen zu sein, der seinen hohen dichterischen Wert erkannte, ihn auf seiner Laufbahn ermutigt und unterstützt und dadurch einen der ersten und größten Dichter seines Vaterlandes gerettet und erhalten zu haben. Leider ist ihm keine lange irdische Laufbahn beschieden gewesen. Nachdem er sich im Jahre 1792 mit seiner Braut vermählt hatte, starb Philipp Moritz schon im Sommer des folgenden Jahres nach kurzem Leiden im besten Mannesalter, im 35. Lebensjahre.

Ein verschollener Dichter.

Von Frida Schanz.

Wenn man sehen will, was die deutsche Lyrik in den letzten 20 bis 25 Jahren für eine Wandlung durchgemacht hat, so muß man eins der guten, alten, riesengroßen und wunderschönen Salontisch-Albums in goldrotem Einband und Goldschnitt hernehmen, die damals eine Reihe von Jahren allweihnachtlich unter dem Titel „Deutsche Kunst in Bild und Lied“ im Verlag von J. Klinckschield in Leipzig erschienen. Albert Träger gab diese Weihnachtsgeschenkbände heraus, und er hat mit bester Mühe und für die damalige Zeit gutem Geschmack ausgewählt. Felix Dahn, Viktor Blüthgen, Ernst Eckstein, J. G. Fischer, Wilhelm Jensen, Emil Rittershaus, Karl Gerok, August Silberstein, Julius Sturm, Albert Moeser, Robert Hamerling waren die Meister unter den Vielen, die sich alljährlich in dieser „Deutschen Kunst“ ein Stelldichein gaben. Manches heute noch herrliche Gedicht von ihnen findet sich in den alten Bänden. Aber wie viel Geklingel und Gebimmel, wie viel Süßlichkeit und langweilige Lieblichkeit Unbedeutender in den mit Lyrik vollgestopften Folio-Bänden! Die neckischen „liebenswürdigen“ Begleittexte zu den Familienglück-Genrebildern und bunten Öldrucklandschaften erscheinen heute unsäglich geschmacklos; die Natur- und Liebesgedichte mit den schönen Refrains oft lächerlich. Wir sind verwöhnt heutzutage durch Vornehmheiten, Feinheiten und Stärken, durch neuentdeckte Kunstmittel und Virtuositäten feinsten Genres. Das unvergänglich schöne, in klarster Einfachheit ewig schöne Gedicht ist selten, damals wie heute, aber das allgemeine Niveau ist hoch gestiegen. Unsrer jungen Dichter sind bewußte Künstler, oft junge Meister von merkwürdiger Ausdruckskraft. Und doch, in den alten Albums ist Einer, den sie wohl alle noch bewundern dürfen, Einer, der sich nicht hervorgethan hat, der nicht bekannt geworden ist, den ich trotz vielen Nachforschens nirgends vertreten getroffen habe als in dieser „Deutschen Kunst“ und dem gleichzeitigen „Düsseldorfer Künstleralbum“, — Einer, um den es schade wäre, wenn man ihn vergäße: — Otto Kayser. — Mit mächtiger Bewegung habe ich vor langen Jahren, als ich mir selbst in der guten „Deutschen Kunst in Bild und Lied“ die ersten Sporen verdiente, die Gedichte dieses Mannes gelesen, und heute noch dünken sie mich genau so schön, — trotz aller neuen Perspektiven und Grundsätze der Lyrik. Welch eine Macht der Sprache, Genialität der Wendungen, der Bilder, der Reime! Keck und kühn hingeworfen und doch ehern steht das alles da, von Schönheit gesättigt! „Twardowski“ mit seiner dramatischen Gewalt und dem unsäglichem Zauber um Barbe Radziwill; das feste, rasend energische

„Rocheaymon“; — über beiden ein überfinnlcher, visionärer Reiz. Dann die blühende Schönheit des Cyklus „Cyprien“, der schwermütige, träumerischweiche, tiefgehende Zauber der Liebesgedichte „Sybille“, „Parisina“ — die verwegene Phantastik in der „Rheinfahrt“, — die schluchzende Wehmut und furchtbare Realistik in „An ein Kind“, — — wie frappant ist das alles! So wie man es nie gelesen, nie gehört hat! Man fragt sich mit tiefstem Interesse, höchster Teilnahme: Warum ist dieser hochbegabte Dichter so bald verstummt? Warum kennt man ihn nicht, nennt diesen Namen nicht, wenn man von unseren Meistern spricht? Keine Litteraturgeschichte des vorigen abgeschlossenen Jahrhunderts hat ihn verzeichnet. Kein Buch von ihm ist erschienen. Mich hat das Interesse für ihn durch mein halbes Leben begleitet. Zur Zeit der Veröffentlichung jener Gedichte lebte er als Ingenieur in Posen. Dann in Kiel. Weiter konnte ich nichts erfahren. Vielleicht weiß Einer oder der Andere doch mehr von seinem poetischen Schaffen, als mir zugänglich wurde. Ein Buch Lyrik dieser Art wäre einzig und würde in unseren Tagen mit ihrem reichen, reifen Schönheitsfönn sicher Aufsehen erregen.

Auf jeden Fall möchte ich die kleine Sammlung Otto Kayser'scher Gedichte, die ich mir aus den alten Prachtalben zusammengelesen, einmal der Öffentlichkeit übergeben. Ich thue es in der Hoffnung, daß es den Verschollenen, falls er ein Lebender ist, nicht verdrückt!

Gedichte von Otto Kayser.

Twardowski.

Seit sie des Königs junges Weib begraben,
Verhangen stehn im Schloß die goldnen Stuben, —
Kein Laut in Höfen, Sälen, Corridoren,
Verödung fauert vor den Marmorthoren,
Und wie vergessen nistet am Altare
— Ein schwarzer Schwan — die düstre Trauerfahne.
Umnachtet liegt von Seelenkümmernissen
Der König auf des Weibes Sterbelager
Und gräbt, verzweifelnd, thränenlos und hager,
Das bleiche Antlitz in die leeren Kissen,
Wo Märchennächte ihm geblüht im Schoß,
Im weichen Arme jenes grenzenlos
Geliebten Weibs. —

Da schlich ins Leidgemach
Wojciech Twardowski, welcher knieend sprach:
„Mein königlicher Herr, dein Leib verdirbt
Vor lauter Sehnen, deine Seele stirbt
Am Gift verhaltner Thränen. Ach, du weißt,
Daß mich dein Volk den Nekromanten heißt,
Und meinst es selber, — traum, ich bin der Meister
Geheimer Kunst, und gut und böse Geister
Beschwör' ich leichtlich. Herr, ein Kopfesnicken
Genügt, willst du die Königin erblicken!

— — Stumm nickt der König, und der Nekromant
Hat wunderliche Kräuter schon zur Hand,
Verbrennt Sambucus, Allium, verdorrte
Euphorbien und schüttet, Rätselworte
Dumpf murmeltund dann, aus schmalen Goldphiolen
Blutroten Saft auf halbverglömmte Kohlen. — —
Da wölft ein altarfeierlich Arom'
Hochauf, gerinnt allmählich zum Phantom,
Und aus dem Nebel taucht es schlank und still
Empor — — o Himmel! — Barbe Radziwill!
Ihr Lilienhaupt ist müd herabgesenkt.
Wie Abendtau auf ihrem Scheitel hängt
Das Diadem. — — — Ein irres Himmelswähnen
Ergriff den König. — Aber langsam traf
Ein Augenausschlag aus dem ew'gen Schlaf,
Ein stummer Blick ihn voll verhaltner Thränen,
— Daß er mit dumpfem Stöhnen auf die fließenden
Ohnmächtig sinkt: — noch einmal züngelnd schießen
Herauf die flammen, finstren Rauch umkrallt
Die schwindende, holdselige Gestalt.
Und wo sie war, liegt auf dem Marmorsteine
Ein Totenkranz und glänzt im Mondenscheine.

Rocheaymon.

Im Südmeer, durch die glutbeschossne Fläche,
Kriecht ein Buffanier, — sein Segel hängt
Todschlaff herab, und auch das letzte freche
Gelächter vorn am Spill ist aufgesengt.
— — — Ihn selber, welcher in den Wanten schaukelt,
Graf Rocheaymon, den finstren Kapitän,

Umspinnt halbwache Träumerei und gaukelt
Das Väterschloß ihm vor in der Touraine.
Da rauscht der Cher, durch schwer verhangne Fenster
Stiehlt in den Saal sich Mondenlicht und streift
Der Ahnen bunt bepinselte Gespenster
Und Leopardenbanner, dick bereift
Von Spinnweb. — — Ach, eine greise Dame
Tritt noch um Mitternacht auf den Balkon
Schlaflos hinaus und ringt mit ihrem Gram
Um den verlorenen Sohn. — — —

— — — — Der aber schüttelt
Sich aus den Haaren jenen Kindertraum
Und springt auf Deck. Mit Faust und Füßen schüttelt
Er die Gefellen, weil am Meeresfaum
Ein Silberschiff in Sicht ist. — Mutter, Mutter,
Du kündest gute Preise. — — Auf, Gesindel,
Verschlafen möchtet ihr den Königsfutter?
Klar zum Gefecht, parbleu, schon hauscht die Windel
Ein frischer Ost. — Infame Weltmeerpfüße,
Regst du dich endlich? — Hurra, Kapitän,
Parat das Enterzeug und die Geschütze!
Wie fliegst du pfeilgeschwind dahin! Wie bläh'n
Sich deine weißen Flügel, Mörderbarke,
Nach jenen silberbäuchigen Spaniolen!
Kanonendonner dann als Handelsmarke
Ihm ins Genick! Vergeblich greift er aus,
Ihn lähmt ein Schlangensblick, mit Mann und Maus
Wird enternd ihn der Teufel überholen!

Parisina.

Wenn in's hohe Parkgehege
Abendschein herüberrollt,
Gehst du durch die stillen Wege,
Heil'genbild, gemalt auf Gold!

Scheue Falter, heimlich saugen
Meine Blicke farge Zeit
Aus den Blumen deiner Augen
Träumerische Seligkeit.

Weh mir, eine Tropenblume
Bist du, reich an süßem Hauch, —
Ich auf wüster Felsenkrume
Bin ein finst'rer Dornenstrauch.

Nimmer kann ich dich erreichen,
Mein gehört dein Zauber nicht.
Nur mein Schatten mag sich schleichen
Bis zu dir im Mondenlicht.

Rheinfahrt.

Pfingstdämmerungen. — — Horch, der Morgenpsalter
Von hundert Glocken regt im stillen Gau
Sich feierlich! — Langsam, ein goldner Falter,
Zermalmt das Sonnenlicht den Nebelbau, —
Daß wie verzaubert nun das Mittelalter
Zu Tage tritt mit seiner Geisterschau
Rheinmiederwärts auf Strom und Doppelfetten
Von Türmen, Städten, Felsen, Burgskeletten.

Die Segel hoch! Welch ein Kulissentauschen! — —
Der Mäuseturm und Sooneck ziehn vorbei
Und Lorch und Hohenhorst, — vorüberrauschen
Pfalzgrafenstein, Schönburg, die Loreley,
Rheinfels und St.-Goar, verdämmernd lauschen
Sie hüben noch voll stolzer Träumerei,
Derweil am Kahnbug neue Herrlichkeiten
Zerbroch'ner Burgen in den Himmel gleiten.

Erlauchter Rhein, deß schroffe Nordlandsfjorde
Beriefelt stehn von süßem Rebenseim, —
Wie tönen deine schloßbekrönten Borde
Gewaltig ineinander, traum, ein Reim
Aus Parzival, ein voller Schlachttafford,
Hinbrausend längs den Wegen, wo geheim
Im Grund als köstliches Vermächtnis ruhen
Des Nibelungenhorts versenkte Truben.

Dann Rolandsack. — Die letzten Felsenriegel
Zerbricht mit Ungeduld der edle Strom.
Ein lichter, rahmenloser Himmelspiegel
Wällt er zu Meer, — bis drüben das Phantom
Der heil'gen Stadt ein graues Mauerriegel
Auf seine Wasser prägt, und von dem Dom
Sich ungeheure Turmeschatten legen
Weit in die grüne Flut, wie Geisterlegen.

An ein Kind.

Niemals vergeß ich's, wie die Trauerkerzen
Um deinen Sarg ihr feierliches Licht
Verbreiteten. Dein bleiches Angesicht
Trug noch die Spur von überwundenen Schmerzen.
Die Mutter, jene Schlange, haß verdorben
Bis in das Mark, und ich, wir beide thaten,
Als wär's unmöglich, deiner zu entraten,
Und jauchzten heimlich doch, daß du gestorben.
O welche Nacht! Durch alle Lindenwipfel
In unsrem Garten fuhr der Frühlingwind,
Und irre Wolken trieben pfeilgeschwind
Am Mond vorüber, — fahle Bahrtuchzipfel.
Dann in der Morgenfrühe des Pastors
Eiskalter Segen, schrille Grabgesänge
Des schlecht gefütterten Kurrendechors
Und vor dem Haus der Bettler festgedränge.
Begräbnis drauf an einem Regentage
Mit obligater Ohnmacht, Patchouli
Und stummer Heimfahrt: — Alles Komödie!
Reell jedoch das wüste Schlußgelage.

Dies tote Kind, vielleicht sogar im Himmel
Daß es gesenkten Köpfchens einsam steht
Und mit verschleuchten Augen im Gewimmel
Der Seligen vergebens Liebe fleht.
Mein armer Pilgrim, dessen dunkles Leben
Dornen gewesen und Dämonenspott,
Wird dich denn wohl auf seinen Schoß erheben,
Trotz deiner Niedrigkeit, der liebe Gott?

Das lyrische Jungdeutschland.

Von Otto Fromber.

Jede Kunst hat ihre Mode, so auch die Lyrik. Aber wohlgemerkt soll dieselbe stets nur in dem natürlichen Ergebnis einer Entwicklungsphase beruhen, nie und nimmer aber eine willkürlich „moderne“ Erscheinung sein. Denn das, was ein großer Teil des Publikums unter „Mode“ versteht, sollte in der Kunst nie Einzug halten. Leider hatte der Sport mit der Mode in unserer Lyrik noch vor kurzem eine derartige Bedeutung erlangt, daß der ruhig betrachtende Litteraturfreund Grund genug hatte, mit Besorgnis in die Zukunft zu blicken. Während man gegenwärtig wieder den schlicht-natürlichen Ton bevorzugt, eine nur „gemachte“ Eigenart des Dichters verpönt und für die Scholle, für die Heimat wirbt, konnte man noch vor wenigen Jahren in jüngeren Litteraturkreisen einzig und allein die phantastischen Erzeugnisse unserer lyrischen Salonsocialisten und Gefühlszerstückler wertvoll finden. Sie wollten uns mit einer völlig neuen Lyrik beschenken und brachten uns nichts als ein paar neue Ausdrucksweisen, die gegenüber dem riesigen Aufwand von Kraft ein recht geringer Erlös waren! Gleich dem großen „Pan“ erschien eine wahre Hochflut von Blättern und Blättchen, von denen jedes Organ geradezu Großartiges versprach, bis es nach kurzer Zeit, oft schon nach Monaten, spurlos von der Oberfläche verschwand. Dazu traten hurschikose Ritter von der Feder auf, die im großen Turnier spielend den ersten Preis zu erringen — gedachten und sich für befähigt hielten, den Gipfel des Musenberges im Galopp erstürmen zu können! Wer vom Pegasus abgeworfen wurde, sattelte rasch ein anderes Flügelroß, das er „Symbolik“, „Mystik“, „Individualismus“ oder sonstwie taufte. War man doch der sonderbaren Ansicht, daß das Neueste auch immer das Beste sei und die „Alten“, wie etwa Geibel und Lenau, nur dazu da waren, die Welt von der Notwendigkeit der „Modernen“, „Modernsten“ und „Hypermodernen“ zu überzeugen! Hartnäckig glaubte man, mit dem „Nochniedagewesenen“ das Großartigste, Bewunderungswürdigste zu geben, das jemals in der Lyrik gegeben wurde, und Gelegenheitsfreunde waren bemüht, die dümmsten Unarten ihrer Kollegen als Geniestreiche herauszuputzen. Wer die unsinnigsten Ausdrücke erfand, die Liebe zum Beispiel heute mohnrot, morgen violettblau und übermorgen grasgrün nannte, zehnmal mehr Gedankenstriche als Gedanken gab und Reden führte, daß man glauben konnte, der Redende befinde sich im höchsten Delirium, war ein modernes Genie, Einer, den gegenwärtig zwar nur Wenige verstanden, der aber sicherlich noch einmal über den

„faden“ Geibel, den „philiströsen“ Uhland, wenn nicht gar über Schiller zu stehen kam! So riß in unserer Lyrik eine Noth, ein großspuriges Burschikosentum ein, das allen vornehmeren und ernsteren Geistern im höchsten Grade zuwider sein mußte und gar manchem die Lust zur eigenen Bethätigung hätte vertreiben können, wenn man nicht allgemein von einem baldigen Wechsel überzeugt gewesen wäre und das charakterlose Gebahren der Heißsporne nicht immer für ernst nahm.

Gegenwärtig schrumpfen die so pomphaft ausposaunten „Modernen“ mehr und mehr zu einem großen Nichts zusammen, bis von der „großen Bewegung in der Lyrik“ neben ein paar frischen, neuen Bildern und Wendungen, die ja allerdings nicht hinwegzuleugnen sind, nichts weiter übrig geblieben sein wird, als einige Duzend verblaßte Namen, große Worte und — Phrasen. Zu bedauern ist nur, daß sich selbst tüchtige Kräfte von dem lyrischen Eroberungszug verlocken ließen und ihr Talent in dem modischen Gestammel einer „Über“-Kunst verzettelten. Nicht weniger bleibt zu beklagen, daß man der Bewegung so großen Wert beimaß und solche lyrische Großsprecher, die von Kollegen „bekannt“ gelobt waren, noch „berühmt“ — tadelte! Brachten doch die Zeitungen spaltenlange Berichte über Stephan George, Scheerbart, Holz, Mombert, Arent, während thatsächliche Kräfte, für die zu wenig Raum blieb, ungenannt und unerkannt beiseite stehen mußten. Wozu diese Kraftverschwendung, da man doch voraussehen konnte, daß das künstliche Gerüst „modernster“ Lyrik von selbst zusammenbrechen werde? Unsere Zeit ist so reich an offenbar starken Talenten, daß das halbe Duzend unserer führenden Litteraturblätter kaum ausreicht, ihrer Aufgabe, das wirklich Wertvolle an den rechten Platz zu stellen, nachzukommen! —

Sehen wir uns einmal in den jüngeren Gehegen des deutschen Dichterswaldes um! Wir bemerken da als Senior den wahrhaft neuklassischen Gustav Falke, der formell von keinem anderen Dichter übertroffen wird. Er beschenkte uns mit ganz reizenden Sachen, die fast alle eine gewisse Bornehmheit atmen und zu dem Besten zählen, was die Lyrik des letzten Jahrzehnts hervorgebracht hat. Weniger äußerlich, doch mehr innerlich, ist Karl Busse, der neuerdings mit Unrecht als „Eklektiker“ bezeichnet wurde, — gewiß, weil er keine sinnlosen Sätze bildet und solche neue Ausdrücke, die auf Kosten der Vernunft entstehen, verschmäht. In gewisser Hinsicht ist Busse das gerade Gegenteil von Falke, dem er aber an melodischem Fluß und einschmeichelnden Rhythmus der Verse mindestens ebenbürtig ist. Er gehört heute bereits zu den bekanntesten unserer Dichter. Prachtige lyrische Erzeugnisse in neueren Formen lieferte auch der feinsinnige Hans Bethge, dem wir den leider so früh verstorbenen Ludwig Jacobowski und zwei Duzend — ungenannte Namen anreihen, die, mehr oder weniger bekannt, unser Jungdeutschland ausmachen. Zu ihnen gehören auch die leider noch zu wenig gewürdigten Theodor Kenneberg und Otto Michaeli. Eine Ausnahmestellung nimmt Richard Dehmel ein, der vor Jahren nur allzuoft genannt wurde und mitten in dem Jahrmarkt der „Moderne“ stand. Weit frischer und männlicher ist dagegen der kernige Liliencron, wemgleich auch dieser Dichter, der allzusehr auf den Effekt hinausarbeitet und mit der deutschen Sprache zuweilen Fangball spielt, überschätzt wird. Lieft man ihn aber nach einem echt

Dehmelschen Gedicht, so kommt es einem vor, als sei die Schwüle der Bitterung in ein kräftiges Donnerwetter umgeschlagen, bei dem es hagelt, pufft und prasselt, daß es nur so eine Art hat! Auch Frauen lieferten im letzten Jahrzehnt bemerkenswerte lyrische Kräfte; an schon früher geschätzte Namen wie Frida Schanz, M. E. Delle Grazie, Marie Janitschek reihen sich Alice von Gaudy, Anna Ritter, Clara Müller, T. Kesa, E. Tilemann, E. Kolbe, Dora Stieler, Bally von Rülleben und Hero May (Pseud. für Eva Herm. Peter).

Zu denjenigen Dichtern, die eine gesündere Epoche unserer jüngsten Lyrik einleiteten, gehören besonders Busse, Bethge, Jacobowski und Lienhard. Denn diese und einige andere Kräfte beschenkten uns mit Poesien, die mehr als ein Brillantfeuerwerk schöner Worte und blendender Phrasen sind und wieder am Herzen des Volkes anklopfen. Durchaus gesund und natürlich, geben sie einer Innigkeit und geläuterten Lebensanschauung Ausdruck, die die älteren unserer Dichter nur zu lange vermißten und welche uns hoffen lassen, daß unsere Lyrik nach jahrelangem Siechtum neugekräftigt einer glücklichen Zukunft entgegengeht. Dabei wird unser lyrisches Jungdeutschland klug genug sein, das Gute, das die Bewegung mit sich brachte, also: Frische und Bildlichkeit des Ausdruckes, Knappheit der Form und Energie in der Composition, festzuhalten, um mit teilweise neuen Mitteln neue, schöne Erfolge zu erzielen! Möchten sich diese wohlbegründeten Hoffnungen erfüllen; möchte ein markiges Jungdeutschland entstehen, welches, statt Witzblättern Stoff zu Karrikaturen zu liefern, seinen künstlerischen Beruf als heilige Mission betrachtet und stolz darauf ist, durch seine Gesänge auch die gesunden Volkskreise zu begeistern! Denn eine Kunst, die nur für Künstler Geltung haben kann, ist ein Uding; die letzte Bewegung konnte uns davon genügend überzeugen. Wir haben als Lyriker sehr nötig, das Vertrauen des Publikums, das wir fast ganz verloren hatten, wiederzugewinnen; nur in solchem Falle werden sich auch die Absatzquellen für Gedichtsammlungen, die heute beinahe nur noch für Redaktionen zu Recensionszwecken in Frage kommen, erweitern. Wünschenswert wäre aber auch zugleich, daß sich Verleger fänden, die ebenso bereit sind, etwas Gediegenes auf eigene Kosten zu veröffentlichen, als Schundware, trotz Geldangebots und prangendem Namen, abzulehnen. Denn heute, wo mit Büchern gleichwie mit Häringen gehandelt wird, hat auch der Verleger über eine Einbuße seiner Würde zu quittieren.

Berliner Theaterchau.

Berlin, Mitte Oktober 1901.

Die „Los von Berlin“-Rufe haben ja glücklicherweise einen gewissen Erfolg bereits jetzt zu verzeichnen. Einzelne Theater, die Dresdener Hofbühne thut sich mit besonderem Eifer hervor, sind kühner geworden in der Erwerbung von Neuheiten, es sind dadurch verschiedene, litterarisch wertvolle Werke Lienhards, Geuckes u. a. zur Aufführung gekommen. Viel zu wenig noch zeigt das breite Publikum seine Teilnahme für eine Umänderung des Theaterlebens, die nicht nur der Litteratur, sondern auch ihm zugute kommen würde. Denn schließlich ist die Verschiedenheit der deutschen Stämme doch groß genug, um eine etwas „heimatlich“ gefasste Zusammenstellung des Spielplans zu rechtfertigen, andererseits ist das Berliner Premierenpublikum aus Bevölkerungsschichten zusammengesetzt, die man unmöglich als das „Deutsche Volk“ bezeichnen kann. Nun aber hat thatsächlich bislang der Berliner Erfolg den Erfolg schlechthin bedeutet, während umgekehrt der Erfolg in einer Provinzstadt nur selten über die lokale Bedeutung hinauskam. Die Gründe für diese Erscheinung zu untersuchen, ist hier nicht der Ort. Die Zusammendrängung der Presse, der Berliner wie der auswärtigen Blätter, die hier ihre Vertreter haben, der Theateragenturen in der Hauptstadt sei nur erwähnt.

Wenn es nun darin wirklich schon etwas besser geworden ist, so ist das ein „Verdienst“ der Dramatiker selber. Ich durfte das Wort „Verdienst“ nicht ohne bezeichnende Gänsefüßchen lassen, denn von den Trägern bereits bekannter Namen waren es meistens „grollende“ Männer, die Berlin den Rücken gekehrt hatten. Max Halbe mag als Beispiel genannt sein, dessen letzten Werken das Berliner Premierenpublikum so übel und — man mag über den Wert der Stücke denken, wie man will — unwürdig mitgespielt hatte, daß er sein „Haus Rosenhagen“ erst einer Anzahl auswärtiger Bühnen anvertraute, bevor er damit vor sein Berliner Stammpublikum trat. Immerhin hat die ganze Bewegung zur Befreiung der Provinz von der Vorherrschaft Berlins die Geister so erschüttert, daß auch Männer wie Oskar Blumenthal mit ihr rechnen. Vorsichtig ließ er seine „Fee Caprice“ am gleichen Abend an fünf Theatern in Szene gehen. Daß das nun gerade der Ausgang wäre, den die Bekämpfer des Berliner Theatermonopols sich wünschen, wird allerdings niemand behaupten.

Doch, wie dem auch sein mag, Berlin wird schon vermöge der Zahl seiner Theater und des ausgezeichneten Personals, über das seine Bühnen verfügen, nach wie vor der günstigste Ort bleiben, um eine Übersicht über das dramatische Gesamtchaffen zu bekommen. Deshalb hält sich auch eine Betrachtung, die vom Standpunkte unserer „Monatsblätter“ aus das litterarische Theaterleben der Gegenwart beleuchten will, am besten an die hiesigen Ereignisse, selbst wenn das eine oder andere Stück vorher bereits an einer anderen Bühne in Szene gegangen sein sollte. —

Die neue Spielzeit setzte mit einer schweren Niederlage ein. Des österreichischen Gymnasiallehrers Franz Adamus „Familie Wawroch“ konnte im Lessingtheater kaum zu Ende gespielt werden, verlohnt also auch kaum mehr der Besprechung. Nur das Eine! Das Werk ist gewiß eine Häufung von Widerwärtigkeiten und Scheußlichkeiten und entbehrt jeder Größe der Auffassung. Aber ist es nicht ebenso gut beobachtet, wie zahllose andere naturalistische Werke, denen man vor wenigen Jahren noch wenigstens litterarische Aufmerksamkeit schuldig zu sein glaubte? Wie schnell hat doch dieser ausgesprochene Naturalismus abgewirtschaftet! Wie sehr bedarf er wenigstens zur Wirkung eines Elements, das im Grunde wenig naturalistisch ist, der Stimmung, die ja gewiß zum Teil durch eine möglichst getreue Milieuschilderung zu erreichen ist, aber gleichzeitig eine herzliche Anteilnahme am Schicksal der Dargestellten erfordert, die die kalte Objektivität durchbricht.

Das erfuhren wir einige Wochen später im „Deutschen Theater“, wo des Holländers Hermann Heyermanns Seestück „Die Hoffnung“ einen guten Erfolg errang. Das heißt, eigentlich errang ihn die meisterhafte Darstellung, die es, bei glänzenden Einzelleistungen, durchweg verstand, eine Einheitlichkeit der Stimmung zustande zu bringen, die alle Vorzüge des Werkes hervorhob, die Schwächen dagegen zurücktreten ließ. Als das Stück im Juli vom Westhaller-Ensemble gegeben worden war, hieß der Untertitel „Schifferdrama in vier Bildern“. Damit war das Richtige getroffen und der rechte Standpunkt für die Beurteilung gegeben. Heyermanns „Hoffnung“ ist kein Drama, kein Stück mit Entwicklung und Steigerung; sucht man das, so wird man das Werk als sehr schwach empfinden. Aber es bietet ausgezeichnete Bilder aus dem Seemannsleben, schildert mit ausgezeichnete Beobachtung die Enge des Daseins an der Wasserkante, das einen dauernden Kampf mit dem Meere bedeutet. Und es zeigt die Frauen, die ihrer Männer harren, die draußen mit dem Sturme ringen, zeigt die verzweifelte Liebe, die stumpfe Ergebenheit. Und wir sehen den harten Rheder, der in seiner Geldgier vor dem Verbrechen nicht zurückschreckt, fühlen die Wut der unter ihm Leidenden und erleben ihre Ohnmacht gegen den Mann, der das äußerliche Recht auf seiner Seite hat. Das Alles sind echt holländische Bilder voll jener wunderbaren Schärfe der Beobachtung, die sorgsam Einzelzug zu Einzelzug fügt, wie es die großen Maler gethan. Und auch jene Macht besitzt Heyermanns, um alle diese Einzelheiten die gemeinsame „Luft“ zu verbreiten, eine Beleuchtung und Atmosphäre, die auch das Widerstrebende zu einer einheitlichen Gesamtstimmung zwingt. In einem aber ist er von den Alten verschieden: nicht die Liebe führt bei ihm das Wort, sondern der Haß. Nur die Liebe aber ist ewig. Und so wird auch Heyermanns Stück für uns Deutsche wenigstens, denen es in der Technik nichts zu sagen hat, bald der Litteraturgeschichte angehören, nicht dem Litteraturleben.

Im übrigen begnügte sich das „Deutsche Theater“ mit Neueinstudierungen Hauptmann'scher und Ibsen'scher Werke, die nur durch einzelne Schauspielerleistungen ein erhöhtes Interesse gewannen. Dagegen fesselte der Versuch, Ibsens gewaltige „Kronprätendenten“ der Bühne zu gewinnen. Das „Schillertheater“ unternahm ihn mit unzulänglichen Kräften, und so konnte ein großer Erfolg nicht erzielt werden; ein eigentlicher Kassenerfolg war ja von vornherein ausgeschlossen. In litterarischer Hinsicht hatte man sich übrigens insofern vergriffen, als man in Ibsens Werk viel zu sehr die Historie sah, während es in Wirklichkeit schon ein verkapptes Tendenzstück ist. Daß die Berechtigung zum Königtum nicht im Blute, sondern im Verdienste, in der behaftenden Kraft liegt, das ist der wahre Inhalt dieses Werkes, das mit der Größe seines Wurfes, dem Schwung seiner Rede, der Tiefe seiner Gedanken wehmütig daran erinnernd, was der

jüngere Ibsen alles versprochen hat, das der alte nicht gehalten. Und des Jüngerer Kühnes al fresco thäte unserer Zeit nötiger, als des Alten peinlich spintifizierende Griffelkunst, die unsere Bühne so lange beherrschte. —

Der andere Nordländer, der, persönlich weniger zurückhaltend als Ibsen, einem gewissen Teil unserer Presse immer etwas zu schaffen giebt, Björnson, kam im „Berliner Theater“ mit seinem neuesten Werke „Laboremus“ zu Wort. Das war eine schwere Enttäuschung, und wenn die Erstaufführung nicht zu einer offenen Niederlage führte, so lag es daran, daß sie in demselben Hause vor sich ging, das mit den beiden Teilen „Über unsere Kraft“ seinen stärksten Erfolg errungen hatte. Ich gehöre nicht zu denen, die das erfolgreiche Doppelwerk für ein starkes Drama halten; auch sein dichterischer Wert scheint mir nicht bedeutsam. Aber ein Denker, ein warmherziger Mensch, ein scharfsinniger Schilderer und nicht zum wenigsten ein sehr geschickter Theatraliker sprechen aus ihm. Nichts von alledem bei „Laboremus“, wo man sich an wenige Stellen halten muß, wenn man durchaus etwas finden will, was dem Werk ein Dasein im Bücher-schrank zusichert. Auf der Bühne ist das technisch hilflose, redselige, aber schlecht dialogifizierte, in Handlung und Tendenz unklare, in den Situationen ungläubhafte Stück nicht möglich. —

Und nun zu den Deutschen!

Max Halbe hat mit seinem „Haus Rosenhagen“ im Lessingtheater einen vollen Sieg erfochten. Wenigstens bei der Erstaufführung, zu einem eigentlichen Zugstück wollte es doch nicht werden. Es hatte eben dem launischen Kind Publikum behagt, den guten Max, dem man ein Jahr vorher so übel mitgespielt hatte, zu streicheln und zu hätscheln. Und so ließ es sich die unverkennbaren Längen und Schwächen dieses Stückes gefallen, wie es seiner Zeit die unverkennbaren Schönheiten, die auch „Der Eroberer“ und erst recht „Das tausendjährige Reich“ aufweisen, niedergezielt hatte. Ich hasse dieses Publikum, das mit unserm „Volk“ nichts zu thun hat, das kein Gefühl hat für die Würde des schöpferischen Dichters, selbst wenn er sich vergreift.

Halbes „Haus Rosenhagen“ ist als Ganzes betrachtet kein gutes Werk. Der zu Grunde liegende Konflikt ist nicht aus seiner uns nicht ergreifenden Kleinlichkeit zu jener allgemein menschlichen Bedeutung erhoben, die ihm abzugewinnen wäre. Überdies ist er nicht gelöst, sondern einfach gewaltsam abgerissen; und diese Führung der Handlung steht nicht im Einklang mit der Anlage der Charaktere.

Vielerei klingt einem hinein, wenn man Halbes Werk kennen lernt: die starre Verfechtung des Rechts im „Michael Kohlhaas“ und im „Erbförster“, die Besitzgier um jeden Preis in Zolas „La terre“ oder Goethes „Faust II“ in den rührenden Philemon und Baucis-Scenen. Und alle diese Erinnerungen, so verschieden sie untereinander sind, sind stärker als der neue Eindruck, weil sie geschlossener und weil sie menschlich reicher sind.

Der alte Rosenhagen hat allmählich ganze Ländereien in seinen Besitz gebracht; nur ein alter Bauer Bofz widersteht ihm. Er giebt die Wiese, die so störend das Rosenhagen'sche Gut durchschneidet, um keinen Preis heraus. Und dabei weiß der alte Rosenhagen, daß Bofzens Besitzrecht an der Wiese kein einwandfreies ist, nur vermag er die beweisenden Aktenstücke nicht zu beschaffen. Das letztere trägt er sterbend seinem Sohne auf. Doch der hat eigentlich wenig Lust, das Erbe dieses Kampfes auf sich zu nehmen. Er ist eine weichere Natur, und so versucht er es beim alten Bofz mit Überredung und einem ganz übertriebenen Kaufpreis. Und er würde auch seinen Zweck erreichen, wären die Frauen nicht. Der junge Rosenhagen steht zwischen zweien. Die eine, eine Verwandte, liebt ihn seit Kindheitstagen; sie ist die Heimatliche, Hausfrauliche. Die andere ist Weltbame, die den Geliebten am liebsten in den Strudel des Lebens ziehen möchte.

Und halb aus Eifersucht, halb um ihn der heimatischen Scholle zu erhalten, wird sie am Geliebten zur Verräterin. Sie geht zum alten Bofz und verrät ihm, daß der junge Rosenhagen auf der Wiese dem fremden Weibe ein Schloß bauen wolle. Darauf zieht der Alte die Einwilligung zurück, und nun will der junge Rosenhagen auf Grund der inzwischen aufgefundenen Akten den Kauf ertrogen. Hier, wo der Konflikt wirklich stark werden, wo er aus dem Einzelfall zum Typischen erhoben werden könnte, versagt der Dichter. Der alte Bofz schleicht sich in Rosenhagens Garten und erschießt meuchlings seinen jungen Gegner. Der Dichter tötet damit seine Tragödie.

Was das Werk Gutes hat, liegt in Einzelheiten. Ein gewisser Erdgeruch liegt über dem Ganzen, und die Nebengestalten sind echt und voll warmen Lebens. Eine alte Großmutter gehört zu den besten Frauengestalten unserer neuen Litteratur. Und auch manches Wort, manches Bild verrät den Dichter, während das Ganze nur einen Macher kündigt. —

Und nun von einigen Bühnenerfolgen! Den einen hat das königliche Schauspielhaus zu verzeichnen. Es bedeutet dieses Mal keine litterarisch-moralische Schande, aber ebenso wenig eine That. Unsere königliche Bühne steht gegenüber dem Schaffen der Zeitgenossen geradezu kläglich da. Was sie von Neueren bietet, sind zumeist Schwänke niederen Kalibers. Die letzte Neuheit nennt sich Komödie; das ist sie nicht, aber sie ist ein brauchbares Theaterstück.

Seit einigen Jahren ist ja auch bei uns der Napoleon der Histörchen mehr im Schwung, als der der Historie. Eine solche Anekdotenklitterung, die sich hübsch an Sardous „Madame Sans-Gêne“ anreihet, bieten Carry Brachvogel und Oskar Mysing in ihrem Vierakter „Der kommende Mann“. Wenn man vergleicht, schneidet das neue Werk nicht gut ab. Gewiß, dem ganzen Napoleon ist noch keiner beigekommen. Aber Grabbe imponierte immerhin durch dichterische Kraft. Den Verfassern unserer Komödie fehlt aber außerdem die große Absicht, die von der Pfordten in seinem „1812“ leitete, fehlt andererseits die Gewandtheit Sardous im Aneinanderflicken kleiner Stückchen zu einem Gesamtstoff. Das Stück, das den aus Ägypten heimkehrenden Konsul behandelt und die Liebesabenteuer Josephinens gegen den Aufstrebenden ausspielen läßt, behandelt den Napoleon der Zeit, wo er am wenigsten dramatisch ist. Wenn der Vorhang fällt, ist Bonaparte immer noch „kommender“ Mann. Die Entwicklung eines Charakters zeigt es nicht, auch nicht ein Stück großen Geschehens.

So ist das Ganze nirgends mehr, als ein Theaterstück; es hat alle Fehler, aber auch die Vorzüge eines solchen. Die letzteren sind Unterhaltsamkeit und zwei dankbare Rollen. Finden die letzteren so gute Darsteller, wie hier, so ist der Erfolg gemacht. Matkowsky konnte in der Titelrolle seinem ungeheuren Temperament die Zügel schießen lassen, und so übertraf der Schauspieler an schöpferischer Kraft die „Dichter“. Fräulein Popp brachte jenes eigentümliche Gemisch von naiver Schlechtigkeit und angeborener Gutmütigkeit und Liebenswürdigkeit heraus, das auch der geschichtlichen Josephine e ermöglichte, trotz allem des Volkes Liebe zu gewinnen. —

Zu guter Letzt kamen nun auch zwei unserer Theatergötzen zu Wort. Gözen, die beide ein gut Teil Schuld an der Geschmacksverderbnis unseres Volkes tragen: Paul Lindau und Oskar Blumenthal. Der Erstere ist zweifellos der schlimmere, da er mehr das Ibsenstück pflegt, während sein Rassenkollege im allgemeinen mit dem Ehrgeiz eines besseren Bajazzo das Lachen um jeden Preis erstrebt. Lindau ist der Mann der sogenannten „guten“ Gesellschaft, gut gleichbedeutend mit reich, mit Berlin W. Um Konflikte, die bei weniger Wohlhabenden vorkommen können, kümmert er sich nicht, und da ihn nun doch so sehr nach spannender Handlung gelüftet, sei's Kolportage oder

Staatsaktion — sie sind ja beide oft genug dasselbe — darf's auch mit der Psychologie nicht so scharf genommen werden. Was not thut, ist der — „Fall“, der atemberaubende, spannende „Fall“. Darum durfte man sich durch den Titel seines neuesten Schauspiels „Nacht und Morgen“ ja nicht zur Anschauung verleiten lassen, daß hier etwa ein symbolischer Gegensatz oder irgend ein dichterischer Vorwurf zu suchen sei. Nein, es handelt sich nur um einen Fall, der in der Nacht geschieht und am Morgen seine Aufklärung findet. Ein ähnlicher Titel hätte auch besser gepaßt, oder auch „Die verfluchte moderne Wahrheitsucht“ oder „Der Märtyrer aus Diskretion“. Eine wilde Tirade gegen diese Wahrheitsucht, die das Glück der Familien untergrabe, machte den Schluß und wurde natürlich vom echten Lindau-Publikum mit Begeisterung aufgenommen.

Das aber kam also. Der Legationsrat Kurt v. Eckhorst steht am Vorabend seines Urlaubs in seiner Amtsstube des Auswärtigen Amtes. Eine Mappe mit geheimen Aktenstücken — die Mappe will aber leider gar nicht schließen — wird ihm von seinem erprobten Bureaudiener überbracht. Der brave Alte schüttet seinem Vorgesetzten das Herz aus über seinen ungeratenen Sohn, der Spielschulden gemacht und Gelder veruntreut habe. Der zufällig anwesende Botschaftssekretär Guy de Jénière, dem an der Erlangung eines Aktenstücks aus dieser Mappe sehr viel liegt, besticht den Bureaudiener mit der Summe, die dieser zur Rettung seines Sohnes bedarf, und fährt mit dem Schriftstück schleunigst nach Paris.

Und nun setzt die feine, gruselige Gerichtsverhandlung ein. Drei Akte lang Verhör, drei Akte Moabit, wo man bei ernstlichen Verhandlungen so schwer Zutritt erlangt, und für einen solchen Dienst sollte man einem „Dichter“ nicht dankbar sein?

Also Legationsrat v. Eckhorst kommt in den Verdacht, das Schriftstück selbst veruntreut zu haben. Die Indizien dafür: Er hat am Vorabend den Kanzleidiener und den französischen Gesandtschaftssekretär empfangen, er hat noch abends spät den Geheimschrank des Ministeriums aufgesucht, er hat seinen Urlaub zwölf Stunden später angetreten und vermag keine Rechenschaft über seinen Verbleib während der Nacht zu geben. Das heißt, er könnte es, aber — Diskretion ist Ehrensache.

So bringt Lindau also doch noch glücklich die Frau hinein. Es sind ihrer zwei. Die eine tugendhafte ist Eckhorsts Frau, die andere seine Schwägerin; diese aber ist etwas frivol, möchte sich aber doch nicht kompromittieren. Das aber könnte geschehen durch ein Bild, das ihr Schwager von ihr besitzt, dessen verhängliche Widmung ihre intimen Beziehungen zu dem Gatten ihrer Schwester verraten könnte. Eckhorst hat als kluger Mann das Bild im Geheimschrank des Ministeriums aufbewahrt. Und da er und die Schwägerin nun ganz auseinander wollen, muß er noch spät abends die Photographie holen. Weshalb die Rückgabe nun vom Abend zum Morgen dauert, — Diskretion. Da aber wächst die frivole Schwägerin zur Heldin und bekennt, daß ihr Schwager die Nacht bei ihr zugebracht habe.

Und siehe, kaum ist dieses Bekenntnis über die schönen Lippen gekommen, als auch schon der von Gewissensqualen gefolterte Kanzleidiener herbeikommt und ein volles Geständnis ablegt. Wozu also, fragt empört Lindau, diese dumme Wahrheitsliebe, wozu? Nur durch sie ist das Glück der Musterfamilie des Legationssekretärs zerstört; der „Fall“ wäre aber auch ohne sie aufgeklärt worden. Also wozu? Und Berlin W. heult Bravo: wozu?

Ja, aber wenn nun der Kanzleidiener auch die Wahrheit verschwiegen hätte, so wäre doch —! Bitte sehr, der Kanzleidiener wohnt Berlin N., Stralauerstr. 33, III — der Dichter betonte das doch ausdrücklich — was soll im Berliner Norden eine „Herrenmoral!“?

So war also Lindaus Erfolg offenbar „gerechtfertigt“, gerechtfertigt jedenfalls für diesen Stoff die Sprache des Bearbeiters. Sie hörte sich wie eine schlechte Übersetzung aus dem Französischen an. Um den Titel wenigstens einigermaßen symbolisch auszunutzen, wollen wir die Hoffnung aussprechen, daß auch für das Deutsche Theater bald der Morgen anbricht, wo solche Stücke überhaupt nicht aus der Nacht der Vergessenheit heraufgeholt werden. —

Der unbestrittenste Erfolg dieses Winters, der sich bald auf sämtlichen deutschen Bühnen wiederholen wird, wurde von Oskar Blumenthal am Samstag, den 5. Oktober, im Lessing-Theater mit seiner „Fee Caprice“ errungen. Soll man darüber Klage führen? Soll man von neuem die traurige Tatsache abwägen, daß das Theater, daß das Publikum von heute für echte Poesie keinen Sinn hat, dagegen alles Talmihafte bejubelt? Daß unsere Schaubühne in keinem Sinne mehr zu erziehen vermag, auch nicht in dem weiteren Sinne, daß sie zum Genuß erzieht, sondern daß sie im günstigsten Fall einige Stunden lang unterhält, — braucht man es erst noch zu beweisen? Es hilft ja doch nichts, und es wird nicht anders werden, bevor nicht die nationale Not unseres geistigen Lebens ein grausames Erwachen herbeiführen wird.

Als Unterhaltungsstück hat aber Blumenthals „Fee Caprice“ Erfolg verdient.

Sobald Oskar sich von Gustav (Kadelburg) trennt, thut er so, als bedeute das Theater für ihn noch etwas anderes, als die Börse, wo man Geschäfte macht. Oskar schreibt dann ein Stück in Versen und stellt dieses Stück in den Dienst einer Idee. Jawohl einer Idee, keines Einfalls. Daß die Idee Gassenweisheit ist, die auch der am wenigsten intelligente Zuhörer selber schon einmal ausgesprochen, entspricht durchaus den Absichten Oskars, wozu wären denn sonst die Verse da, als daß in ihnen etwas neuartig erscheint, was in Prosa keiner mehr zu sagen wagt? Blumenthal hat eine große Gewandtheit des Versifizierens, er versteht ferner, unterhaltsam über ein Nichts zu plaudern, er besitzt auch jenen Esprit, der mit sicherer Spitze zu treffen vermag; er besitzt ferner jene völlige Respektlosigkeit gegenüber aller Kunst, die alles thut, was Erfolg verspricht, und endlich fehlt ihm auch der kleinste Funken von Gemüt. Das Alles sind Eigenschaften, die bei „Ideenstücken“ in gewissen Kreisen unbedingten Erfolg sichern.

Die Frau ist launenhaft, das ist des Stückes Idee, launenhaft auch in der Liebe. So ist auch die junge, hübsche Gräfin nicht mehr zufrieden, ihr tüchtiger Mann kommt ihr nüchtern vor. Es finden sich hier natürlich die Männer, die ihr helfen wollen: ein Baron ist der eine, ein hypermoderner lyrischer Dichter der zweite. Der Graf muß verreisen. Auf den Rat seines Freundes spielt er die beiden Verehrer seiner Frau gegen einander aus. Sie halten sich auch geraume Zeit im Schach, bis es endlich doch dem Lyriker gelingt, ihr seine Liebe zu gestehen. Und er durfte alles erhoffen, würde er nicht entlarvt. Er ist nämlich nicht nur in seinen Gedichten geradezu blödsinnig, sondern überdies ein verächtlicher Feigling und siebenfacher Familienvater. Kein Wunder, daß da die Gräfin „Caprice“ nach etwas anderem sucht und auf den gerade zurückkehrenden Gatten verfällt.

Daß Blumenthal nicht einmal fähig war, den Knoten anders zu lösen, als durch solche dummen Enthüllungen, sagt genug; ebenso, daß er einen geradezu dämlichen Dichter als Bewerber auftreten läßt. Indes — so war die „Idee“ am leichtesten zu behandeln. Und der große Oskar fügt seinem Ruhmeskranze ein neues Lorbeerblatt ein. Heil dir, deutsche Muse!

Karl Storck.

Drei Besprechungen

von Hans Gabriel.

I.

Karl Fessel: „Kruz und Liebe“

Lyrik-Verlag. Berlin N.W. 52.

So klein diese poetische Erstlingsgabe ist, ein Bändchen von 22 Seiten, so fein will sie uns zugleich anmuten. Sie macht dem Verfasser in Bezug auf Auswahl und Fülle des Inhalts alle Ehre und bildet in vieler Hinsicht eine rühmliche Ausnahme von manchen Gedichtbänden, deren Urheber da meinen, sie müßten alles geben, was sie bei der Leber haben und die engere Auslese vertrauensvoll dem Leser überlassen. — Wer empfände nicht ein unzweideutiges Grauen vor unsern z. B. so korpulanten Lyrik-Büchern! Welche Erleichterung für Litteraten und Illitteraten, einen Schriftsteller stufenweise kennen zu lernen, indem dieser bemüht ist, nur sein jeweilig Bestes zu geben. Das Über-Produktivitäts-Bestreben, dieses Meinen, um durchzudringen müsse man en-gros liefern, das ist so störend, wie ermüdend. Man denke nur an Heine's eigentliches Lebenswerk, sein Buch der Lieder! Und selbst hier hätte ohne Gefahr für des Dichters Unsterblichkeit noch manches fortbleiben können.

Fessel's Form und Sprache sind sehr poetisch, und er ist berechtigt, zu sagen: „Der Dichter ein Streber nach dem, was da glüht. Der Dichter ein Geber von dem, was da blüht. Der Dichter ein Weber für's Menschengemüt“. Er webt in der That einige wahrhaft dichterische und duftige Fäden, die sich uns unmittelbar um's Herz spinnen. Sein Gedicht „Sehnsucht“ — (es möge unten seinen Platz haben) — ist eine echte, rechte Perle, wert, gekannt zu werden. Und außer diesem noch manches andere Glied der kleinen, feingefügten Liederkette.

Sehnsucht.

Nun geht der müde Tag zur Ruh,
Er schließt die heißen Augen zu.
Die ersten Sterne zieh'n herauf,
Und träumend wacht die Sehnsucht auf.
Sie nimmt den friedlos späten Gang
Am reifen Roggenfeld entlang.
Die blaue Blume läßt sie stehn,
Die rote pflückt sie ab im Geh'n.
Sie seufzt. Fern stirbt das Abendrot.
Erfüllung bringt allein der Tod.

II.

„Frau Sehnsucht“

Gedichte von Hans Buchold. Wismar, Willgeroth und Menzel.

Ich sehe in Hans Buchold einen werdenden Ganzen, einen Poeten vom rechten Schrot und Korn, dessen „Wechsel“ durch den weiten Wald moderner Lyrik man mit wachem Auge nachpfeifen soll; denn er wird nicht spurlos hindurchschreiten; seine Lieder werden widerhallen, weil sie aus wahren Gefühl und aus einer lebenswarmen

Naturanschauung herausgefunden sind; sein Wanderstecken wird herzerfrischende Blüten treiben, „wann kommt die Zeit“. Er trägt das Zeug zu einem „Zukünftigen“, wenn mich nicht alles trügt, und hoffentlich behalte ich Recht. Es steckt ein rechtschaffen Teil Frische, Ursprünglichkeit und Tiefe in seiner „Frau Sehnsucht“, dessen Echtheit sich kein Echter verschließen kann und wird.

Soll ich sie zergliedern, die schöne Frau? Wär's nicht besser, dem Duft, der Eigentümlichkeit ihres Wesens selber nachzuspüren, auf die Gefahr hin, vereinzelt einer jugendlichen Unklarheit zu begegnen, die dem Gesamtcharakter aber keinerlei Abbruch thut?

Eine sehnsüchtige Schwermut ist die Krone, welche der Dichter ihr auf's Haupt gedrückt hat. Eine reinste Stille, der etwas Verträumtes, Ahnungschweres, Unausgelebtes anhaftet, ihr Gewand. In ihrem Gürtel aber blißen tausend heimliche heiße lohende Funken, die in unsere Seele unmittelbar hinüberflammen.

III.

„Snurrig Lüd“

Snafsche Snurren ut Stadt und Land von Paul Warnke.
R. Voigtländer's Verlag, Leipzig.

Der hochdeutschen Muse reißt sich diesmal die plattdeutsche uebenbürtig an, sie, die sich sonst wahrlich nicht als Aschenbrödel vor der stolzen Schwester zu fürchten braucht. Warnke aber hat den goldenen Schuh nicht mitgebracht, um sein Ideal würdig zu zieren, und so ist's diesmal kein frisch-fromm-fröhlicher Hochzeitstanz, sondern ein recht alltäglich-klappriger „Pantoffeltanz“, den seine Volkstypen vor uns aufführen.

Wir sind ihren Modellen schon zuoft im Leben begegnet, wenigstens wir Mecklenburger, um in ihnen etwas sonderlich Neues finden zu können; wir kennen den stammelnnden Kutscher, den trägen Vater Blochhardt und Sohn, den „belehrenden“ Schulmeister samt seinem regulären (?) Deutsch aus langjähriger Erfahrung. Das würde am Ende ja nichts schaden. Aber die Ausführung ist, abgesehen von der Wahl der Stoffe, eine minderwertige, um's kurz zu sagen: keine, die eines Paul Warnke würdig wäre. Die Pointen sind allzu matt, oft ganz verfehlt. Der Dichter des schwungvollen, preisgekrönten Bismarckliedes, der Verfasser von: „Fritz Reuter, woans hei lemt und schrewen hett“, ja, selbst der Modelleur der trefflichen Bräsig-Gestalt, — sie alle drei sind zu schade, viel zu schade, um an diesen Schnurren einen Anteil zu haben. Und da giebt's nur einen Wunsch: bald etwas Neues, „Dätteres“ von unserem geschätzten niederdeutschen Volks-Apostel zu vernehmen.

Hans Benzmann und sein „Sommerjonnenglück.“

Eine Skizze von Karl Ernst Knodt.

Ein schon ruhigeres, reifes und reiches Buch ist das zweite Benzmannsche Buch, sein „Sommerjonnenglück“. Fast zu reich für einen einzelnen Liederband. Dem Hans Benzmann hat uns schon des Eigensten vorher gegeben und wird uns noch mehr geben. Nach dem ersten Sturm- und Drangbuch, dem starken „Frühlingssturm“, eben dies stillere Sommerjonnenglück — und darnach wohl seinen reifsten Herbst-erntejegen!

Als ein reifes, ruhiges Buch gilt uns schon dieses unser Sommerjonnenglück. Als Ganzes hat es nach dem ersten noch teilweise taumelnden „Dehmel“-buch meine Erwartungen hoch übertroffen. Und bei allem darin gemilderten Ton ist Benzmanns Kunst doch eine echt männliche Kunst geblieben. Das thut so wohl nach den vielen femininen Büchern beiderlei Geschlechts. Unleugbar! es giebt ja auch genug gute Bücher „feminini generis“. Aber wenn gar die Männer und f. g. Herrenmenschen verweibsen, dann Gut' Nacht, Deutsche Kunst!

Man hat Einzelnes von Hans Benzmanns Sommerjonnenglück, z. B. seine Sommernächte, mit denen der Anna Ritter verglichen. Man hat da von Seiten der Kritik Anna Ritters Kunst über die Hans Benzmanns zu stellen versucht. Als Ganzes gewertet, muß ich aber Hans Benzmanns Buch doch über Anna Ritters blühende und verblühende Kunst stellen.

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren.

Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren“ . . .

In Hans Benzmanns Sommerjonnenglück ringt sich eben eine männliche Weltanschauung unter gewaltigen Wehen zur Ruhe. Wogt's auch noch, so schwebt doch der Geist Gottes über den Waffern. Unwidersprechlich findet sich schon in dem einen letzten Teil des gedankentiefen Buches eine höhere geistige Potenz als in der ganzen Kunst der genannten Anna Ritter. Unsere Zeit braucht aber Brot und nicht Schaumtörtchen.

So erweist sich im neuen Buch Hans Benzmanns Lieben z. B. nicht mehr nur als sinnliche Liebe zu dem spezifischen Weibe, sondern es hat sich entwickelt und erweitert zu einer verführten weltumfassenden Liebe. Wohl liegt dem lebensvollen, jugendlichen Dichter auch ein einzelnes geliebtestes Wesen und Weib, sein Weib, heiß am Herzen. Aber er umschließt in ihm — und nicht nur dichterisch mit der Phantasie, sondern sozusagen sozialethisch — die weite wunder- und wunden-volle Welt. Besonders die Welt der Mühseligen und Beladenen. Das giebt seinem Buch, namentlich in den Gefängen des letzten Teils, etwas über sich Hinausgehobenes, Universales, Erlösendes. Über die vielen bloßen Ich-bücher und über Weib und Welt hinaus trägt unseren Dichter sein Genius bis hinauf auf die freien, einsamen Höhen einer weltüberschauenden Ewigkeit.

Es muß ja die Kunst, besonders wenn sie eine ihre Zeit und unsere Gegenwart irgend zwingende werden will, eine gewisse Persönlichkeitskunst bleiben.

Und unser Hans Benzmann hat entschieden sein eignes Gesicht, hat auch jetzt seinen eignen Stil. — Zwischen den zwei Polen wird sich ja wahre Kunst immer bewegen: ausgesprochene Persönlichkeitskunst oder naive, volksliedartige Kunst. Oder ein Drittes, das diese beiden Gegensätze harmonisch in sich zu versöhnen sucht. — Zu dieser dritten Spezies gehört meiner Empfindung nach der jetzige Hans Benzmann, dessen starkes Persönlichkeitsmoment in seinem „Sommerjonnenglück“ zugleich sehr wohlthuend gemildert erscheint durch ein echt volkstümliches Moment. Bisweilen erhebt sich seine Kunst sogar auf die klassischen Höhen, wenn auch nicht eines Goethe, so doch eines Gustav Falke, wie solcher sie in seinem viel zu wenig beachteten Buche „Zwischen zwei Nächten“ behauptet.

Unser derzeitiger Hans Benzmann ist ja noch viel zu jung und ganz naturgemäß noch viel zu sehr werdender Mensch, als daß er solche klassische Höhe schon dauernd einnehmen könnte. Schon seine schöpferische, unerschöpfte Phantasie macht ihn sozusagen zu einem Bilderstürmer, der sich noch lange nicht zu der Ruhe gerannt hat, die auf der klassischen Höhe waltet. Der Einsiedler, den er S. 143 besingt, ist Hans

Benzmann selbst noch nicht und soll's noch nicht sein. Ja! auf den Höhen seines Lebens wohl! Und dann gebiert seine Ewigkeitsstimmung so ein „kleines, frommes Abendlied“, wie wir ein paar seltene von ihm haben. Aber noch steht der Mensch und Dichter im Tag, noch ist es „Sommerjonnenglück“ und soll's noch eine Weile bleiben! Freuen wir uns seiner blut- und lebensvollen Künstlernatur, zumal der Jünger und Jüngere in seinem zweiten Buch schon weit über seine „Meister“ Nietzsche und Rilkenon und Dehmel hinaus eine wohlthuende Selbstzucht erweist und in der Kunst des „Sich Zähmens“ denselben so hoch über ist, wie der Unkel Bräsig an Firigkeit seinem Karl Hawermann.

Dem auch der blaffen, blutleeren, übergeistigen, nervösen Künstler haben wir zur Zeit mehr als genug. Hans Benzmanns echt männliche Lyrik bedeutet darum geradezu eine Erfrischung und eine Art Gesundbrunnen. „Es blüht!“ — dies Geibelwort paßt nicht nur auf die alte, uralte Minne, sondern auch auf diesen modernen Dichter der Liebe. Wie im ersten Rilkenon, so pulsiert in Benzmann eine urkräftige, urdeutsche Natur, echtes Vollblut und eine starke, gesunde Sinnlichkeit. Es ist ein ganz gutes äußeres Porträt, das Hans Zuchhold in den „Lyrischen Blättern“ beim Vergleich zwischen Benzmann und Bethge von unstrem Dichter giebt: „Bei Benzmann ein beraushtes Schwelgen in Farben und Bildern; die ganze Natur ist von einer kräftigen, heißen Sinnlichkeit mit Glut und Brunst in tausend wunderlichen Gestalten erfüllt; grelle Dissonanzen streiten unausgeglichen in diesem Reiche der rücksichtslosen Kraft; die feinen Wellen der Seele und des Individuums verrinnen in dem lauten Strom dieses sinnlich-natürlichen Lebens“. — Den tiefsten Benzmann porträtiert's ja nicht! Es ist eben dem Kritiker bei Hans Benzmann wirklich einmal vergönnt, einem ungeschminkten Menschen und Dichter den Puls zu fühlen, einem natürlichen Menschen, und das thut so wohl in einer Gegenwart, wo der gottgeschaffene Mensch einerseits zum Herrenmenschen erhoben d. h. unter den Menschen degradirt und andererseits durch den neuesten Symbolismus und Mysticismus zu einem bloßen Geist und blutleeren Schemen verdünnt wird. Wie die Wahrheit immer in der Mitte gelegen, so wird auch zwischen diesen beiden Extremen — Tier und Geist — sich die wahre Species Mensch gewiß weiter bewegen, um sich über die beiden Extreme hinaus zu dem Bilde des Kindes und Mannes Gottes durch die Kraft des weltüberwindenden Geistes Gottes in naturgemäßem Wachstum zu entwickeln. Und die Richard Dehmel und Maurice Maeterlinck werden hoffentlich die Ausnahmen und Anormalitäten bleiben.

Viel mehr als dem Herrenmenschen und Mann der Instinkte Detlev von Rilkenon sieht Hans Benzmann seinem Gustav Falke ähnlich, der's auch noch immer verstanden hat, gewissen Dingen die „Thür zuzuhalten“ und sich in der schönsten Kunst zu bewahren, den schönen Gott in uns über das Tier und dessen Instinkte Herr werden zu lassen. Das Wort behält seine Wahrheit: „Wer auf das Fleisch säet, wird von dem Fleische das Verderben ernten! Wer aber auf den Geist säet, wird vom Geiste erernten — das ewige Leben!“

Uns beschäftigt im Folgenden heute lediglich Benzmanns Hauptbuch: sein „Sommerjonnenglück“. Schon dieses Wort ist ein echt Benzmannsches Wort, von seiner besonderen Schmiedekunst geprägt. In derartigen Neubildungen durch Zusammenfügung ist H. Benzmann unvergleichlich reich. Er singt uns außer von Mittagsjonnenglück — Lilienblütenzauber — Wintermorgenrot und einem schwarzblutigroten See von — „Spechtgeklop und Raufenwald und Nieselborn, von Sammettschnee, Scharlachwellen und Mondeswellen, ja von Raumes- und Schaumesfegen“. Als einen echt modernen Künstler erweist er sich schon darin, daß er eben mit Worten meisterlich zu malen ver-

steht. Ist das nicht wie mit Farben gemalt, wenn er Worte anwendet wie: „Silberlaut — Purpurmeer — Dornendunkel — Lilienleib“ u. s. w.? Und es ist eine ganze Fülle von Wortfarben, mit denen er also malt. Seine Phantasie ist unerschöpflich in Neubildungen. Aber sie treibt ihn nicht zu Zerfließungen und Verschwommenheiten, denn deutlich will er das Bild vor die Seele resp. das Auge zaubern, daß es lebensvoll, ja leibhaftig wirkt.

So gewinnt denn auch das Eigenschaftswort eine überwiegende Bewertung bei unserem Dichter, ja als Wort eine so wirkungsvolle Bedeutung, wie man sie in früherer Zeit nicht für möglich gehalten. Wer hätte auch von den klassischen Meistern zu singen gewagt von „phosphorblauen Glimmeraugen“ und von einer „graugreifen Ewigkeit“ und von einem „wolken schwarzen Geist“ — ja von einer „rotglühenden Freude“? Rot ist Benzmanns Lieblingsfarbe. Wie sein Gustav Falke liebt er sonderlich den roten Mohn, aber er singt auch von rotem Flieder, von rotem Licht, von der roten Heide, vom Purpurmeer, ja von purpuroter Abendglorie . . . Ganz natürlich! Die rote Farbe entspricht so ganz dem blutvollen Lyriker, und Gold und Purpur sind in der Poesie glücklicherweise leichter zu haben als im realen Leben.

Im allgemeinen zieht aber unser Dichter dem einfachen Rot und Schwarz und Weiß und Grün die Farbenmischungen vor, in welcher modernen Kunst er sich als einen rechten Hellscher und „Mischer der Künste und Sinne“ erweist. So redet Hans Benzmann von einem braunvioletten Abend (Nietzsche hat bekanntlich die schwarze Nacht schon in eine braune umgetauft!) — von einem grünvioletten Meer — von goldbrauner Flamme — von silberblauem Mondschein — von rostig-weißer Luft — von weißgoldnem Licht — von bleifarbenen Wolken u. s. w. Es ist etwas von Carolath'schem Colorit darin, ein Schwelgen in Makart'schen Farben.

Dieses scharfe, schärfste Sehen ist ja echt moderne, oft bis ins überscharfe gesteigerte Kunst, wenn wir von einem Jens Peter Jakobsen bis zu den „morphiumseligen Verzücktheiten“ eines Stefan George gehen. Aber von dieser nervösen, übernervösen Kunst spüren wir bei dem gesunden Benzmann nichts. Immer läßt er seine männliche Vernunft über diese Maniertheiten siegen.

Aber wie äußerlich wäre die bloße Nennung aller dieser äußeren Besonderheiten des Benzmann'schen Stils! Wie erscheint eine Kritik so unfruchtbar, die uns weiter nichts als solche Formalitäten einer Kunst und eines Künstlers namhaft zu machen weiß. Um des Dichters besond'ere Liederseele zu verstehen, muß man selber in des Dichters Lande gehen. — Wenn aber die Sprache Benzmanns vielleicht für ein norddeutsches Ohr noch nicht ganz ausgeglichen erscheinen mag (z. B. wegen der häufigen Abwerfung des „e“ der Endsilbe vor Konsonanten), so muß doch festgestellt werden, daß Hans Benzmann in seinem „Sommerfönnenglück“ seinen eigenen Stil gefunden hat. Was ich zu Eingang mit dem Wort „zu reich“ (Benzmanns Buch ist ein fast zu reiches Buch) eigentlich sagen wollte, war das: in vielen Stücken häuft Benzmann und häufen sich seine Bilder noch zu sehr — wobei zu betonen ist, daß ungezählte Stücke aus dem ersten in das zweite Buch herübergenommen sind.

Er ist, wie gesagt, ein moderner Bilderstürmer — nicht in dem Sinne, daß er die Bilder stürzt, aber — daß sie ihn durch ihre Überfülle zu stürzen drohen. Das hängt eben mit seiner grandiosen Phantasie zusammen. Dieser Überfluß mindert sich aber durch die Zeit und hat sich schon gemildert. Welch ein einheitliches, genial durchgeführtes wenn auch barockes Bild ist S. 62, Die Nacht, wenn er dieselbe die „Nächt'erin Nacht“ nennt (Eine alte ergraute Nächt'erin — zieht sie die seidenen — Zwirnfäden der Dämmerung — über die Dächer des Dorfes — räufelt sie hin und her —

und wickelt sie flink — um Büsche und Bäume, — Buchen und Pappeln, — daß sie starren wie umspinnene Spulen u. s. w.). — Wie geschlossen künstlerisch wirken Bilder, wie diese, wenn er S. 155 das sturmerregte Meer also malt: „Das Meer brüllt wie ein Stier“ — oder: „Der graue Gisch springt wie ein Rudel Wölfe nach dem Boot“ u. s. w. Das ist doch Falke'sche, um nicht zu sagen, Comr. Ferd. Meyer'sche Plastik! Die Zahl der Beispiele ließe sich ins Ungezählte steigern.

Wir wollen nur noch bei einem besonderen Bilde verweilen, dem, welches die moderne Kunst, die Poesie und Malerei (ein Meister Böcklin voran, und der genannte Gustav Falke nach) sonderlich verwertet bei dem „ewigen Geist“ dem Tod — z. B. auf S. 32, wo Hans Benzmann aus einer Herbststimmung heraus den Reiter Tod also malt:

„Hier wilde Gänse schrecken scheu empor —
wer reitet noch zum Abend übers Moor?
Der dicke Nebel teilt sich schwer und träg —
ein rothbraun Köflein klappert übern Weg.“

Ein Reitermann! Sein Fähnlein schwimmt im Tau,
schwarz ist die Rüstung, und sein Auge grau,
blickt starr und still wie in ein weites Grab,
sein Köflein nagt am Weg die Kräuter ab.

Er reitet wie verdrossen, wie im Traum,
wohin er blickt, erschauern Busch und Baum,
und was er streift mit seiner Eisenhand,
Niedgras und Rohr, sinkt nieder wie verbrannt.

So taucht er langsam in das Nebelmeer —
Dicht fallen welke Blätter hinterher“ . . .

Oder auf S. 35, wo der Tod mit scheuem Schleichertritt, eine Blendlaterne tragend, durch das Nebelland schleicht — um vor des Dichters Thür zu lauschen, in sein eignes Haus zu leuchten . . . Auf S. 93: „Das Begräbnis des alten Mannes“ (wo hinter dem Sarg des Armen her Jesus von Nazareth mit seiner schmalen, blaffen Hand nach dem taumelnden Knaben des Verstorbenen tastet . . . Die Menge aber erkennt Ihn nicht . . .) — und auf S. 117: „Christus geht über ein Schlachtfeld“ („Aus den blaffen Nebeln kommt Er her — und schreitet über Leichen, Schild und Speer — und deckt die Augen mit den Händen zu — Er will nicht sehn die grause Totenruh — Jesus von Nazareth! und heiß und wild — ein Thränenstrom durch seine Finger quillt“): was sind das für zwei ergreifende Stücke seiner Künstlerphantasie!

Mich persönlich fesselt sehr der — letzte Hans Benzmann d. h. der Dichter in dem letzten Abschnitt seines Sommerfönnenglücks, darin seine religiöse Weltanschauung sich so ganz eigenartig spiegelt. Von dem Marterweg der grüblerischen Selbstqual hat sich der Dichter, der schon in seinem allerersten Gedicht mit Parzival aus dem „finstern Thor“ geritten, auf die Höhe der welterlösenden Liebe gerettet. „Zu meinem Gott wollt' ich empor“ . . . „Hier werd' ich Kind, hier werd' ich Mann“. — Hier ist er selbst „Der vom Berge“: denn „Leben und Tod verlach' ich von meinem Berge“ (S. 146) . . .

„Leuchten“ will er und wie die Sterne „seine Zeit erfüllen“. Das Gedicht, das dieses große Wort birgt (S. 147 „Der Sterne Rat“) ist eigentlich sein ideales Selbstporträt. Was für ein weiteres großes Wort darin ist das: „Ich fand mich erst, nachdem ich mich verlor — gleich jenem Augustin'schen: „periissem, nisi periissem!“ — Dem Heiland der Verlorenen hat der Dichter den ganzen letzten Teil gewidmet, unter dem Titel: „Aus den Evangelien“. Hans Benzmann ist ja nicht der erste moderne Dichter, der dieses heilige Land betreten hat. Aber ich glaube, er hat den Stein des Anstoßes, darüber etliche Moderne schon gestolpert sind, glücklich überschritten. Wenn wir bedenken, was ein Richard Dehmel aus der Person Jesu gemacht, — wie dieser Dämon das gewagt, was die Dämonen zur Zeit Jesu nie dem Gottgesandten ins Angesicht gesagt, — weiß Jhn sogar seine Todfeinde nicht zehren konnten, so ist sehr zu betonen: daß Hans Benzmann selbst in einem so gefährlichen Stück, wie „Die Versuchung“ (S. 151 f.) das Problem reinmenschlich d. h. hier menschlich rein gelöst hat. Jesus geht auch aus dieser Versuchung durch das Weib als der reine Menschensohn hervor. Daß der Dichter diesen heiklen Vorwurf sich erwählt hat, kann selbst der bibelgläubigste Christ ihm nicht zum Vorwurf machen, denn im Hebräerbrief heißt es ausdrücklich: „Wir haben einen Hohenpriester, der versucht ist allenthalben, gleichwie wir — — doch ohne Sünde!“ — In einem seiner Phantasiestücke hat ihn allerdings seine Phantasie verführt, in dem auf S. 59 ff.: Maria, darin er nahe an Mißsicht streift, der die tolle Anklage erhebt: „An seiner (des Neuen Testaments) Pforte steht Gottes Ehebruch“ . . . Ein neuer Beweis, wie sehr der sechste Sinn, der Glaube, nötig ist, um solche Mysterien zu deuten. „Du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist“: dies Wort gilt auch hier! — Ein sehr stimmungsvolles Stück, das selbst beruhigend wirkt, ist das: „Christus beruhigt das Meer (S. 155 f.), wirklich eine grandiose Exegese der bekannten Geschichte. Dagegen weicht das weitere: „Christus und die Ehebrecherin“ (S. 153 f.) zu gewagt von der biblischen Historie ab, während „Die Hochzeit zu Cana (S. 157 f.) ergreifend wirkt durch den Kontrast und Schluß: „Und Christus war — allein“ . . . Wer mit so einfachen Mitteln wie z. B. S. 125 „Pieta“ eine so große Wirkung zu erzielen vermag, der ist ein wirklicher Dichter. Auch Stücke wie „Kreuzigung“ (S. 122 f.) „Judas“ (S. 158 f.) und „Der Schädel“ (S. 160) sind in der eigenartigen Beleuchtung sehr lebensvolle Stücke. Das letztere könnte Comr. Ferd. Meyer (vergl. dessen „Berg der Seligkeiten“) geschrieben haben. — In den drei Ahasvergedichten weicht dagegen meine religiöse Weltanschauung wesentlich von der des Dichters ab; denn an eine Selbsterlösung glaube ich nicht, wenn ich selbst an eine Erlösung des Ahasver glauben könnte.

— Wie weich aber zugleich des kraftvollen Dichters Weise werden kann! Dieser Benzmann wird mein Zukunftsmann bleiben. Lieder, wie „Die Flöte“ — „Stille Fahrt“ — „Süßer Traum“ — „Abendsegen“ — „Der Einsiedler“ — „Der Sterne Rat“ — „Am Wege“ — und ähnliche sind einfache und höchste Kunst. Besonders die Herbst- und Abendlieder enthalten einen großen Stimmungsgelhalt — und wird uns der Dichter, eh' er selbst in den Herbst zieht, noch manche reife Frucht schenken. Und auch das Andere wird wahr werden: Um den Abend wird's ganz stille sein! dann wird sein „Süßer Traum (S. 85) erfüllt sich zeigen und seine Lieder friedeschwer sich neigen“ . . . — Dann „segnet der Vater seinen Sohn“ . . .

Paul Steinmann,

„Nur Du“, Gedichte. (Piersons Verlag.)

Von Ernst Ludwig Sulff.

Die Schmerzen haben eine große Gewalt über den Menschen; besonders dann, wenn sie sich in unserm Herzen festgesetzt haben und sich nicht abschütteln lassen wollen, wie böse Träume, die uns eine bange Nacht gequält haben. Die Spuren, die sie hinterlassen, sind, je nach der ursprünglichen Bestimmtheit des menschlichen Geistes, auf den sie wirken, verschieden. Oberflächliche Naturen werden leichtsinnig und greifen zum Becher. Andersgeartete ziehen sich in sich selbst zurück. Sie fangen entweder an zu philosophieren oder zu dichten.

Paul Steinmann hat einen großen Schmerz überwunden. Er ist ein Dichter geworden. Aus seiner Lyrik bricht die Klage um eine verlorene Liebe. Der Anfang des Büchleins weiß allerdings noch nichts zu klagen. Der erzählt von einem kleinen Glück, das heimlich nach einem heißen Herzen tastet.

„Weiß nicht, was mich beschlichen,
Es ist nicht Freud', nicht Schmerz,
Es ist, als taste suchend
Ein Fragen mir durchs Herz —
Und kann nicht Antwort finden
Und lausch' ihm immer nach
Und liege die halben Nächte
Mit träumenden Augen wach.“

Die Liebe kommt und beschert ein Herz voll Jubelmelodien und ein Herz voll Trauer. Das Glück ist kurz. Langsam verrauscht die Freude, deren Drang vor kurzer Zeit die Brust zu zerschmettern drohte. Die Trauer bleibt. Es ist Herbst. Blumen sterben und Tage, und der Menschen schillernde Hoffnungsphalänen flattern lautlos den sterbenden Tagen nach. Die Wildgans schreit. Der Herbst sammelt ein: Goldene Garben und Raschellaub. Er nimmt auch wohl eine Handvoll von unsern gestorbenen und verwelkten Träumen und streut sie in den Wind. Wir bücken uns und mühen uns ab, sie wieder vom Wege aufzusammeln. Und über all dem Herbstesweh schläft die müd'gewordene Seele ein. Sie hat an einem Sommertage zu viel geliebt und gelacht.

Paul Steinmann gehört zu jenen zähen Naturen, denen die Treue angeboren ist. Ein gewesenes Glück kann er nicht wieder vergessen. Das Verlorene hängt sich ihm an und nimmt ihm die Lust, feck nach neuer Liebe zu greifen, mit der die meisten sich zufrieden geben. Ihm wird es schwer, sich anzuschließen und mitzuteilen. Er ist zurückhaltenden Wesens. Es pocht eine starke Sehnsucht in den Versen des Buches und schwebt unausgesprochen über den Zeilen. Die Sprache des Dichters ist charakteristisch. Das Buch erzählt von einem schmerzverhaltenen Glück, das auf irren Füßen von hinnen floh, von Träumen, die irre gehn, von verweinten Augen, die zurückblicken, von einem Heimwehtag, der mit zitternden Händen über das Land tastet, von scheu verhaltenen Tritten, von verlorenen und halbverblähten Worten, von der bitteren Nacht, die durch Epheuranfen klinkt, von verwirrten Kieseln, träumenden Augen, sterbenden Blumen,

sterbenden Tagen, von des Lebens verworrenen Ruinen, von todwunden Menschenherzen, von einem Irren durch Flugsand und Nied auf halbverwachsenen Heidewegen, von ungeahnten Seligkeiten und einer frommen Seele. Steinmann ist jung. Er hofft, daß die Liebe eines Weibes ihm die Sehnsucht erfüllen wird. Aber weil er Großes erwartet, kann es nicht ohne eine Enttäuschung abgehen. Frauenliebe vermag eine starke Sehnsucht nicht dauernd zu stillen. Die wuchert weiter und sucht Gott und Himmel zu umranken. Vielleicht wird Steinmanns Poesie später den hellen Zulinächten gleichen. Der Widerschein des gewesenen Tages vereinigt sich mit der Morgenröte des kommenden.

Trotz der Sehnsucht, die aus dem Buche spricht, sind die Verse im allgemeinen knapp und klar. Einige Gedichte lesen sich fast wie Volkslieder: „Was nährst du sonder Kasten?“ — „Traurige Geschichte.“ — In wenigen Gedichten wird es uns schwer, dem Dichter zu folgen, wie z. B. in „Zerkürrt ein Glas“. Hier wird zu viel angedeutet und zu wenig gesagt. Man muß sich beim Lesen abmühen, um in den Sinn der Verse einzudringen, und um die Stimmung ist es geschehen. Die Lyrik soll nicht alles sagen, aber uns auch nicht im Unklaren lassen. Seite 11 lesen wir:

Jubel.

„Eine Trommel bringt mir her,
Eine große, runde!
Will drauf wirbeln kreuz und quer
Ohne Zeit und Stunde.
Muß mit der Trompete Klang
In die Lüfte wettern,
Soll mir nicht der Freude Drang
Gar die Brust zerschmettern.“

Selbst dies Gedicht würde noch wirksamer, wenn nicht nur aus dem Zusammenhang, in dem es auftritt, sondern auch aus dem Liede selbst erkennbar wäre, wodurch die Freude verursacht wurde. Ist die Freude begründet? Oder ist sie Laune? — Wir möchten uns gern mit dem Verfasser freuen, wenn uns sein Jubel nur nicht gegenstandslos erschiene? — Ich hätte nicht so viel Gewicht darauf gelegt, den gerügten Mangel hervorzuheben, wenn es nicht bei einigen Dichtern geradezu Mode würde, sich in rätselhaften Wendungen und Andeutungen zu ergehen.

Paul Steinmann besitzt den rechten Lebensernst und verbindet damit stellenweise einen feinen Humor, so daß ein holdes Lächeln in sein Weinen hineinspielt. Man kann sein Buch jüngeren Lesern empfehlen. Im Alter wird man ruhig und kritisch und nimmt Anstoß daran, wenn man Bilder und Ausdrücke findet, wie sie bei einzelnen Lyrikern modern sind und wie sie auch Paul Steinmann nicht ganz vermieden hat.

Neue Bücher.

Eugen von Czberg, Afrikanischer Totentanz. II. Teil: Von Ladysmith nach Bloemfontein. Zweite Auflage. 151 S. geh. 1 M. geb. 1,50 M. Berlin W., Füssinger. —

Der erste Band des vorliegenden Werkes, welcher im vorigen Jahre erschien und in den „Monatsblättern“ besprochen wurde, berechtigte zu den schönsten Erwartungen, weil er die Ereignisse des Burenkrieges in anschaulicher und lebhafter Weise treffend schilderte. Wir müssen leider gestehen, daß der vorliegende zweite Band diese Erwartungen in auffälliger Weise enttäuscht. Es ist eine dankbare Aufgabe für den Darsteller weltgeschichtlicher Ereignisse, sein Thema erschöpfend zu behandeln und daneben durch eine lebhaft farbige Umgebung, durch eingestreute Episoden interessant zu gestalten; der Verfasser dieses afrikanischen Totentanzes ist an dieser Aufgabe kläglich gescheitert. Der Wert des Buches für den Geschichtsforscher ist gleich Null, das Episodenhafte und das Epische im Buche ist unter Null. Das sind Jagdgeschichten, das ist Kriegsklatsch, was hier geboten wird. Zwei Beispiele mögen dieses abschreckende Urteil begründen! In einer geschickt eingeflochtenen Liebeszene füllt die zärtlich Liebende und Geliebte das Zusammensein mit einem Vortrage aus, der auf vierzehn Seiten zahlreiche Beispiele aus der englischen Geschichte anführt, um zu beweisen, daß ein edler und ehrenhafter Charakter etwas sehr Schönes und Lobenswertes sei. Liest man diese seltsame Liebeszene mit verwundertem Kopfschütteln oder überschlägt man sie, was die meisten Leser tun werden, so fällt man wenige Seiten darauf in eine andere Falle, um von dem Herrn Verfasser eine große Lobrede auf Napoleon I. zu hören in Anknüpfung an die Insel St. Helena. Die Vorrede teilt mit, daß noch ein dritter Band dieses Werkes erscheinen solle; vielleicht läßt sich der Herr Verfasser den wohlgemeinten Rat gefallen, diesen dritten Band für sich zu behalten. —

Ida von Couring. Frauenseelen. Zwei Erzählungen. 196 S. geh. 2 M. geb. 3 M. Berlin W., Richard Taendler. —

Die Verfasserin bietet uns zwei Erzählungen, die beide auf dem Boden des modernen Lebens spielen und die unserer modernen Zeit eigentümlichen Konflikte zum Gegenstande haben. Die erste Erzählung leidet unter dem Umstande, daß allzu viele handelnde Personen auftreten. Man muß sich bei dem Lesen manchmal auf die Charaktere besinnen, die einem begegnen, und man kommt darüber nicht zu dem vollen Genuße, welchen eine mit scharfer Logik aufgebaute Handlung gewährt. Die Heldin dieser Erzählung ist eine Offizierstochter, welche bei dem unerwarteten Tode ihres Vaters ins Leben hinaus muß und hierbei Gelegenheit hat, über die Herzenskälte und die Thorheit der Menschen allerlei gesunde Beobachtungen zu machen. Aber sie tritt nicht so klar und scharf in den Vordergrund, wie man es wohl wünschen möchte, ihr Bild wird zum Teil verschleiert, zum Teil verdrängt durch die Tante Martha, das Muster einer Fabrikantenfrau mit sozialen Allüren, und durch die dämonische Nellie, gegen welche sie ohne ihre Absicht als Nebenbuhlerin auftritt. Die Gestalten der Männer sind dagegen verhältnismäßig verschwommen und können eine tiefere Teilnahme nicht hervorrufen. Natürlich nimmt alles ein gutes Ende, und dieser freundliche Schluß macht viele Schwächen der Erzählung wieder gut. — Viel weniger befriedigend wirkt die zweite Geschichte, weil die Verfasserin sich hier an ein Problem wagt, dem sie nicht gewachsen ist. Es handelt sich um eine Frau, die sich ungeliebt glaubt und daher in heißem Liebesdurst ihr Herz einem Andern schenkt, ja fast aufdrängt. Hier wäre eine Gelegenheit gewesen, die psychologischen Feinheiten in dem allmählichen Anwachsen

dieser unseligen Leidenschaft mit künstlerischer Hand auszuarbeiten und nachher den Umschlag der Stimmung mit zahlreichen Einzelzügen aufzuzeigen und zu begründen, aber hier versagt die Kunst der Verfasserin, und man schließt das Buch mit einem Gefühl der Enttäuschung. — Immerhin werden die beiden Erzählungen als eine bildende und gesunde Lektüre zu bezeichnen sein, weil die ehrliche Absicht überall klar zu Tage tritt und dasjenige, was sonst in diesen modernen Erzählungen den Leser anwidert, gänzlich aus dem Spiel bleibt.

P. Brännlich, Die Los von Rom-Bewegung in Steiermark. 52 S. geh. 60 Pf. München, J. F. Lehmann.

Der bekannte Vorkämpfer der Los von Rom-Bewegung giebt in diesem Hefte eine kurze, aber anschauliche und oft tief ergreifende Schilderung der religiösen Verhältnisse Steiermarks, insbesondere der neuesten Bewegung innerhalb der katholischen Bevölkerung, die sich nach außen in zahlreichen Übertritten teils zum Protestantismus teils zum Mikatholizismus kund giebt. Da der Bericht überall sich auf Zahlen stützt und alle Überschwenglichkeit meidet, so wird er eine bleibende Bedeutung für den Geschichtsforscher haben. Besonders interessieren werden die Mitteilungen über Peter Hofegger und seine Beziehungen zu dieser Bewegung der Geister.

D. Alcock, Am dunklen Strom. Deutsch von E. v. Feilitzsch. 280 S. geb. 2 M. Berlin W., Akademische Buchhandlung (W. Faber).

Das ist ein Buch, welches unverdientermaßen der Vergessenheit anheimgefallen ist, welches wir aber mit großer Freude unsern Lesern als ein durchaus lesenswertes empfehlen. Es behandelt die armenischen Greuel, welche vor wenigen Jahren die ganze gebildete Welt in Aufregung und Schrecken versetzten, welche aber in unserer schnelllebenden Zeit viel zu bald vergessen worden sind. Hier spricht offenbar ein Berufener zu uns, ein Mann, der die Meckeleien der türkischen Horden mit gesehen hat und daher ein ungemein plastisches und fesselndes Bild jenes unglücklichen Volkes zu zeichnen vermag, der uns auch erklärt, wie es kommen konnte, daß das armenische Volk ein so niedergedretenes und bis aufs Blut verhaßtes wurde. Ist mithin der Inhalt des Buches ein solcher, daß ihn jeder Gebildete kennen muß, sofern er sich wenigstens ein eigenes Urteil über die Ereignisse der Welt bilden will, so ist andererseits auch die gewählte Form eine ungemein glückliche. Der Verfasser schreibt die Lebensschicksale eines jungen Engländer, der mit seinem Vater eine Reise ins Morgenland unternimmt, diesen jedoch bald durch den Tod verliert und nun während einer eigenen schweren Krankheit in einem armenischen Christenhanse freundliche Aufnahme findet, so daß er sich an das Familienleben gewöhnt und allmählich fast selbst ein Armenier wird. Er erlebt persönlich am eigenen Leibe und am eigenen Herzen die armenischen Greuel, wird aber aus allen Gefahren wunderbar errettet und darf in seine Heimat zurückkehren, um von dort aus die Christenherzen zum thatkräftigen Mitgefühl für die armen, niedergedretenen Glaubensgenossen zu erwecken. Die Darstellung ist eine so lebendige, zeugt auf jeder Seite so deutlich von dem eigenen Augenschein, daß man kaum eine bessere Quelle für das Verständnis jener schrecklichen Ereignisse wird finden können. Das Buch sei daher unsern Lesern wärmstens empfohlen!

Litterarische Notizen.

Unter dem Titel „Deutsche Monatschrift für das gesamte Leben der Gegenwart“ erscheint seit dem 1. Oktober d. J. im Verlage von Alexander Duncker-Berlin eine sehr beachtenswerte Zeitschrift, deren Tendenzen sich etwa mit denjenigen unserer „Monatsblätter“ decken. Die Schriftleitung führt unser verehrter Mitarbeiter, Herr Dr. Julius Lohmeyer, der in weitesten Kreisen rühmlichst bekannte Dichter und Schriftsteller. Das vorliegende Oktober-Heft enthält auf 160 Seiten in großem Format Beiträge namhafter Männer über politische, koloniale und litterarische Fragen, ferner Monatsberichte über Weltwirtschaft, neuere Dichtung, Theater, Technik, Flottenvereine, Deutsche im Ausland und über die innere politische Lage, welche regelmäßig fortgesetzt werden sollen. Der Preis beträgt für 12 Monatshefte von je 160 Seiten jährlich 20 Mark. Wir wünschen der neuen Zeitschrift günstigen Weg und fröhliches Gedeihen.

Bis zum 20. Oktober sind bei der Schriftleitung folgende Bücher eingegangen (Eine Besprechung bleibt vorbehalten):

- | | |
|--|---|
| Heinrich Möhn, Mathias Claudius der Wandsbecker Bote. Für die Jugend und das Volk dargestellt. Mit 9 Abbildungen. 112 S. geb. Gütersloh, C. Bertelsmann. | geh. 3 Mk., gebunden 4 Mk. Berlin, F. Schneider & Co. |
| Eduard Demmer, Aus der Stille. Gedichte. Dritte Auflage. 141 S. geh. 2,50 M. Dresden, C. Pierson. | L. Weber, Die religiöse Entwicklung der Menschheit im Spiegel der Weltliteratur. 555 S. geh. 6 M., geb. 7 M. Gütersloh, C. Bertelsmann. |
| Friedr. Wilh. Rütke, Schau- und Reinspiele. 110 S. geh. 1,50 M. Dresden, C. Pierson. | Ernst Lauterer, Tannusstimmen. Ein Buch für Deutsche. 169 S. geh. Frankfurt a. M., Mahlau und Waldschmidt. |
| Gräfin A. Baudissin, Ihr, die ihr euch Herren der Schöpfung nennt. Humoresken und Erzählungen. 147 S. geh. 2 M. Dresden, C. Pierson. | Philipp Stein, Henrik Ibsen. Zur Bühnengeschichte seiner Dichtungen. 52 S. geh. 1,50 M. Berlin, Otto Elsner. |
| Ernst Ludwig Wulff, Gedichte. 73 S. geh. 1,20 M. Bismar, Willgeroth & Menzel. | Doris Frein v. Spättgen, Glücksspiel. Roman in zwei Bänden, illustriert von J. G. Mohr. 324 S. geh. 6 M. Dresden, C. Pierson. |
| Karl Busse, Bagabunden. Neue Lieder und Gedichte. 180 S. Vornehm geb. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. | Lieder einer Verstorbenen, herausgegeben von G. F. Heil. 277 S. geh. 4 M. Dresden, C. Pierson. |
| Karl Busse, Geschichte der deutschen Dichtung im neunzehnten Jahrhundert. 162 S. | Richard Schloßar, Durchgerungen. Dramatisches Gedicht. 70 S. geh. 1 M. Dresden, C. Pierson. |

Zeitschriftenchau.

- Alexis, Willibald, Zwei Jugenderzählungen von. Von Max Ewert. Nord und Süd. 295.
 Bayern- und Arbeiter-schauspiele. Von Hans Weber-Lutnow. Internationale Litteraturberichte. 20.
 Bayreuth, 25 Jahre, und 24 Stunden München. Von Arthur Seidl. Gesellschaft. 5/6.
 Belletristik, Neue. Von Karl Conte Scapinelli. Litterarische Warte. 1.
 Benedek Alexius. Von Béla Lazar. Litterar. Echo. 2.
 Bilderschmuck der deutschen Sprache. Deutsche Heimat. 3.
 Bismarck und die Kunst. Von Anton v. Werner. Deutsche Monatschrift. 1.
 Bölsche, Wilhelm, Essays von. Von Hans Bethge. Loise. 1.
 Darmstädter Spiele, Die. Von Eberhard Buchner. Gesellschaft. 5/6.
 Dichter, Ein neuer. Von Otto Stoehl. Loise. 1. Wage. 43.
 Dichtung, Neuere deutsche. Von Karl Busse. Deutsche Monatschrift. 1.

- Dorfgeschichten, Hessische. Von Theo Schäfer. Litterar. Echo. 1.
 Drama, Zur Geschichte des. Von Paul Seliger. Litterar. Echo. 2.
 Drama, Was schulden wir dem? Von A. Lignis. Litterar. Warte. 1.
 Escheberger Erinnerungen. Von Friedr. v. Bodenstedt. Hessenland. 19.
 Essays, Neue. Von Rob. F. Arnold, Otto Harnack und Jos. Ettlinger. Litterar. Echo. 1.
 Fogazzaro, Antonio, Als Lyriker. Von Otto Haufer. Litterar. Warte. 1.
 Frauenleben, Ein. Von Joh. Proelß. Litterar. Echo. 1.
 Geistliche, Der in der modernen Litteratur. Von Walter Wolff. Litterar. Echo. 2.
 Grillparzer in Frankreich. Von Anton Bettelheim. Litterar. Echo. 2.
 Grimm, Herman. Von Alfred Semrau. Nord und Süd. 295.
 Grimm, Ludwig, Ein Beitrag zur hessischen Kunstgeschichte. Von Hans Altmüller. Hessenland. 19.
 Harraden, Beatrice. Von C. v. Tschuddi. Internationale Litteraturberichte. 20.
 Hart, Julius, Neuer Gott. Von Mathieu Schwann. Gesellschaft. 5/6.
 Hausbuch, Ein deutsches. Von Max Garr. Litterar. Echo. 2.
 Heimatkunst. Ein Wort zur Verständigung. Von Adolf Bartels. Deutsche Heimat. 1. 2.
 Heinze, Wilh., Aphorismen. Mitgeteilt von Karl Schueddekopf. Insel. 1.
 Judasdramen, Die in der neueren deutschen Litteratur. Von Aug. Wünsche. Internationale Litteraturberichte. 20.
 Kritische Spaziergänge. Von G. A. Erdmann. Internationale Litteraturberichte. 21.
 Kundgebungen im Theater. Von Tony Kellen. Nord und Süd. 295.
 Kunst, Bücher über. Von Eugen Kalkschmidt. Deutsche Heimat. 1.
 Kunstausstellungen, Unsere. Von Eugen Kalkschmidt. Deutsche Heimat. 52. 3.
 Kunstlerziehungstage, Vom. Von Wilh. Schölermann. Lotse. 3.
 Von Eugen Kalkschmidt. Deutsche Heimat. 3.
 La Gloria. Von Josef Theodor. Gesellschaft. 1.
 Liliencron, Detlev v. Von Theodor Leising. Gesellschaft. 1.
 Litteratur, Neue englische. Von Karl Biesendahl. Litterar. Warte. 1.
 Litteratur und Heberbrett. Litterar. Echo. 1.
 Lyrik, Neue. Von Laurenz Kiesgen. Litterar. Warte. 1.
 Lyriker, Neue. Von Hans Benzmann. Deutsche Heimat. 3.
 Märchen, Neue. Von Caesar Tierjacks. Lotse. 3.
 Meisenbug, Malvida v. Von Th. Stromberger. Hessenland. 20.
 Mirbeau, Octave. Von Otto Ebstein. Osten. 10.
 Musik. Von Max Graf. Wage. 42.
 Moore, George. Von Max Meyerfeld. Litterar. Echo. 1.
 Nietzsche, Umwertung aller Werte. Insel. 1.
 Nietzsche-Bildwerke. Von Arthur Seidl. Wage. 42.
 Pfarrhaus, Das deutsche und die Volkskunst. Von Rob. Mielke. Deutsche Heimat. 3.
 Polenz, Wilhelm v. Von Aug. Fr. Krause. Nord und Süd. 295.
 Raabe, Wilhelm. Von Adolf Stern. Deutsche Monatschrift. 1.
 Raabe, Wilhelm, Zu seinem siebenzigsten Geburtstag. Von Paul Gerber. Gesellschaft. 5/6.
 Religion der Zukunft. Von F. Wack. Kyffhäuser. 13.
 Salzburger Künstlerhaus, Vom. Von Ludw. Eckhart. Kyffhäuser. 13.
 Segantini, Zur Geschichte seines Hauptwerkes. Von Alfr. G. Hartmann. Gesellschaft. 1.
 Staël, Mme. de, Im neuen Lichte. Von Marcel Arpad. Internationale Litteraturberichte. 21.
 Steinhilber, Wilhelm. Von David Koch. Deutsche Heimat. 2.
 Stendhal. Von Wilh. Weigand. Insel. 1.
 Theater, Vom. Von Rud. Lothar. Wage. 41. 42.
 Theater, Vom deutschen. Von Max Martersteig. Deutsche Monatschrift. 1.
 Tierfabeln, Moderne. Von Georg Hermann. Litterar. Echo. 1.
 Thomson, James. Von Paul Seliger. Lotse. 3.
 Ueberbrett, Zur Geschichte des. Von Lothar Brieger-Wasservogel. Internationale Litteraturberichte. 21.
 Verlaine's Prosabücher. Von Paul Wiegler. Wage. 41.
 Westfalen, Aus. Von H. S. Houben. Litterar. Echo. 1.
 Wildenbruch, Vom Erzähler. Von Karl Gruber. Erwinia. 1.
 Wo stehen wir? Von Otto Julius Bierbaum. Litterar. Echo. 1.
 Ferner:
 Lyrische Blätter. Nr. 1.
 Freya. Nr. 1—5.
 Der Scherer. Nr. 18: Recht und Justiz. Nr. 19: Kaiser und Koni.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Wapneke, Braunschweig, Fasanenstraße 51 a.
 Verlag: Gose & Tesclaff, Berlin W. 35. — Druck: Johannes Belling Buchdruckerei, Berlin W., Karlsbad 15.

Monatsblätter

für

deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

Dezember 1901.

Heft 3.

Advent.

Es treibt der Wind im Winterwalde
 Die flockenherde wie ein Hirt,
 Und manche Tanne ahnt, wie balde
 Sie fromm und lichterheilig wird,
 Und lauscht hinaus. Den weißen Wegen
 Streckt sie die Zweige hin, bereit,
 Und wehrt dem Wind und wächst entgegen
 Der einen Nacht der Herrlichkeit.
 Schmargendorf. Rainer Maria Rilke.

Einsamkeit.

Einsamkeit — was wißt ihr von Einsamkeit,
 Die ihr zusammenhockt Tag und Nacht
 Und euch die Luft verpestet und den Atem raubt
 Und dann wohl auch so gern einmal allein sein möchtet,
 — was wißt ihr von Einsamkeit?
 Einsamkeit — das fürchterlichste Geschick der Erde,
 Einsam sich fühlen, den Elementen nahe,
 Nicht wissen mehr, daß man lebt,
 Den Traum des Lebens wachend träumen
 Und vorausfühlen die Leere, die dann kommt.
 Den Sturm hören, aber nicht Gesang,
 Den Blitz sehen, aber nicht Augen und Lippen,
 Den Frost fühlen, aber nicht Menschenhauch,
 Satt an Natur — zuviel Natur, und überfließen an Natur,
 Nach Menschen weinen, die mit uns leben und lieben
 — das ist Einsamkeit!
 Berlin. Heinrich Pudor.